MARIENBOTE



Juli 1942

INHALT

CONTENTS

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 10 | Juli 1942 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Das ewig Fehlende. Rom ist nicht an einem Tage erbaut. Auch Warschau, Köln, London, auch Rostock, Bristol, Bremen, Rotterdam, Essen und wie die Städte alle heissen, über die der Krieg donnernd und feuerspeiend gebraust, auch sie waren nicht an einem Tage erbaut. Ein paar Stunden aber genügten, die Arbeit von Jahrzehnten und Jahrhunderten in Schutt und Asche zu legen. Aechzend brachen sie zusammen, die Giebel und Türme alter, heiliger und unheiliger Ordnungen, und über ihnen brausten die stählernden Boten eines neuen Zeitalters, das zu uns kommen will, wenn alles zerbröckelt ist, was ihm heute noch widersteht.

Schauen wir die lange, unheimliche Strasse zurück, die der Kriegsmoloch bis heute zerschlagend und zersprengend durchzogen, diese schreckliche Strasse voller Menschenleid und Jubelgeschrei, betrachten wir die öden Ueberbleibsel verbrannter Heime und zertrümmerter Kulturzentren und die Ruinen der Liebe in den Herzen unzähliger nach Rache dürstender Menschen, dann überkommt uns ein Schauer vor der Zukunft. Wie und was wird sie werden nach dieser Saat? Jedes Zeitalter ist immer ein Kind seines Vorgängers gewesen. Die Frucht jenes Samens, den seine Väter gesät. Was wartet uns? Schillers Worte: "Die grossen, schnellen Taten der Gewalt, des Augenblicks erstaunenswerte Wunder, die sind es nicht, die das Beglückende, das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen", diese Worte werden sich an uns und an unseren Nachkommen beweisen, wenn nicht noch in letzter Minute die Besinnung kommt. Die Erkenntnis nämlich, dass Technik und Brot, dass Lebensräume und politische Weisheit nicht ausreichen, ein Leben glückhaft auszubauen. Dass es neben diesen Wunderwerken unserer Kultur noch ein anderes Stück Leben gibt, in dem das ewig Fehlende, das Glück der Menschheit, verschlossen liegt. Und dieses Stück Leben, das ist die Liebe!

Aber die Klugen der Welt haben nur ein Lächeln für dieses Wort. Sie halten es als gut für fromme Nonnen und alte, kirchenwandelnde Frauen. Die jedoch haben keinen Namen in der grossen, Länder und Völker hin und herreissenden Politik. Und deshalb sind sie uninteressant und bedeutungslos.

Und doch: Das Lächeln der Klugen dieser Welt ist zwecklos. Wohl ist das Wort "Liebe" nur ein kleines Wörtlein. Man zersprengt damit keine Tankdivisionen und keine Flottengeschwader. Wo es aber nicht gekannt und nicht genannt ist, da bricht der Mensch zusammen und mit ihm fallen Völker und Kulturen, Glück und Freiheit.

Ein kleines Wörtlein nur. Und doch hat es Dinge gewirkt, die der Menschheit zu jeder Zeit unaussprechbar segensvoller waren als alles zusammen, was unsere Chemiker und Physiker bis jetzt an technischen Wundern erfunden. Es hat Menschen geformt, vor deren Entsagung und interessenlosesten Opfern selbst härteste Bösewichter ihre Häupter entblössten. Und wo diese Menschen hinkamen, da flüchtete man nicht zit-

ternd und bangend in die Löcher der Erde. Da kam man und da nahm man und staunte, wenn man an ihrem Tun und Handeln erschaute, wie doch die Lebensräume der Wahrheit, des Guten und der Liebe so weit seien und so sonnig und schön, und wie alle irdischen Lebensräume, und seien es auch die reichsten und die grössten, ohne sie wie ein Land ewiger Nächte und ewiger Aengste bleiben.

Es braucht heute nicht viel über dieses Land der ewigen Nächte und ewigen Aengste geredet zu werden. Wir leben in ihm und tausend und millionen Menschen schauen tagtäglich besorgt zum Himmel hinauf, um zu prüfen, ob da nicht wieder einmal jene grellen, donnernden Lichter erscheinen, die des Friedens hoffnungsvolle Helle immer tiefer vergraben unter den Trümmern bombenzerstörter Städte.

Ueberall möchte man heraus aus dieser fürchterlichen Nacht. Es gibt aber keinen anderen Ausweg als nur den des weiteren Zerstörens. Das wissen alle, und so hoffen sie denn wenigstens auf die Zeit, da von irgendwo der Ruf des Sieges erklingen wird, während auf der anderen Seite Völker sich winden werden im Staub und im Blut ihres Zusammenbruches.

Dann wird der Sieg da sein. Ob es dann aber auch Tag sein wird? Und wahrer, sicherer, allseitig menschenfreundlicher Friede? Es wird so werden, wenn die Menschen das kommende Zeitalter des Friedens ausbauen werden zu einer Welt, in der kein Ehrlicher und kein ehrliches Wort mehr mit Revolvern umwacht. In der kein Unschuldiger zu schmachten braucht unter Hunger und Vergewaltigung seiner Menschenrechte. In der selbst jenen, die nur die Sprache der Gewalt zu verstehen scheinen, menschenwürdige Grenzen gesetzt werden und die Hoffnung, dass auch diese Fesseln fallen, sobald sie ihre Umkehr zur Friedfertigkeit bewiesen haben.

Das Werk des Friedens. Nur Menschen des Friedens können ein Werk des Friedens bauen. Unzählige Kriege hatten wir schon auf Erden und unzählige Friedensabschlüsse, von denen keiner sich einer langen Dauer erfreute. Stellen wir alle diese Friedensabschlüsse und Kriegserklärungen nebeneinander, dann möchte man fast meinen, die Menschheitsgeschichte sei nichts anderes als ein ewiges, blutiges Auf und Ab zwischen Sieger und Besiegten, zwischen Rechtsbruch und Rache. Ein leidenvolles Auf und Ab, in dem auch nicht das kleinste Wehen der Vaterliebe Gottes und der Erlösungskraft des Sohnes zu spüren sei.

Und doch ist der Sinn der Menschheitsgeschichte nicht Tod, sondern Leben. Nicht hin und herpendelndes Verderben, sondern Bestimmung zum Glück. Und betrachten wir die Geschichte etwas näher, dann sehen wir, dass das Wehen Gottes doch immer da war und dass der wahre Fortschritt eines jeden Jahrhunderts immer nur von Menschen getragen wurde, deren Geister eben von diesem Wehen Gottes erfüllt waren.

Selbstverständlich, wem Fortschritt nichts anderes bedeutet als nur Entwicklung der Wissenschaft und Technik, dem gelten diese Menschen nicht viel. Es sei denn, dass er, unter dem höllischen Feuer dieser unserer hochentwickelten Wissenschaft und Technik in irgendeinem bombensicheren Erdloch sitzend, auf den Gedanken käme, wie sinnlos und unnatürlich es doch eigentlich sei, so viel hohe Menschenkraft in den Dienst des Todes und des wirtschaftlichen Rückganges zu stellen. In solchen Stunden der Ueberlegung wird er dann wohl auch darüber nachdenken, wie bitternotwendig der Welt doch noch eine andere Technik wäre. Und zwar eine Technik, die mit genauester Pünktlichkeit dem Menschen hilft, die Erzeugnisse seines Geistes ganz und ungeteilt dem Wohl, und nicht dem Wehe der Menschheit zu widmen. Eine Technik zum Beispiel, die wie das Rote Kreuz in der Welt schalten und walten könnte: Ueberall mit grösster Achtung und Freudentränen begrüsst, überall offene Grenzen und offene Regierungshäuser findend und arme Unterdrückte, denen beim Anblick dieses Kreuzes wenigstens für Minuten die Ahnung kommt, dass es doch noch Dinge gibt, die weit sicherer und weit schöner von Ketten und Knechtschaft befreien als Rache und Revolution.

Ist man aber einmal so weit mit seinem Denken, dann hat man auch schon den letzten Schritt zur Ueberzeugung getan, dass die Männer und Frauen vom Stile des Kreuzes doch weit grössere Fortschrittsbringer sind als alle jene, die nur von Wissenschaft und Technik und Wirtschaft und Politik reden.

Wenn der Teufel beten geht, dann steht es schlecht um die Hölle. Es ist zwar in der Schrift Gottes nichts von einer Prophezeiung über ein künftiges Beten Satans zu finden, so viel wissen wir aber: Wenn das geschähe, dann bricht das Böse zusammen.

Dieses ist auch so ein Grundsatz des Christentums, das nun schon seit Jahrhunderten daran arbeitet, den Satan im Menschen zum Beten zu bringen. Wo das gelang, da sah man dann Menschen zum Beichtstuhl gehen, wo sie ihre Lügereien und Betrügereien bekannten und sich verpflichteten, alles auf schnellstem Wege wieder gut zu machen. Vor diesen Büssern waren Nachbarn und Staatskassen sicher. Und nicht nur das: Ganze Scharen von Männern und Frauen tauchten auf, denen Menschlichkeit und höchste Sittlichkeit alles war, was sie wollten. Die durch ihr Leben und durch ihre Werke unter wilden Völkern und aufgewühlten Volksmassen, in Parlament, Wissenschaft und Verwaltung der Menschheit den unaustilgbaren Beweis brachten, wie

alles, und sei es auch die Kultur allerhöchster Stufe, nur dann wahren, menschlichen Fortschritt bringt, wenn es getragen wird von jenem Geist, der fortschrittlich ist in der Liebe des Christentums.

Diese Menschen hatten die Technik, nach deren Gesetz alles — Lebensraum, Brot, Maschinen, Freuden, Gerechtigkeit — wie von selbst dem Wohle der ganzen Menschheit sich zu Diensten stellt. Sie hatten die Technik der Liebe, die von Gott kommt und aus dem Charakter des aus Gottesfurcht sauber und edel handelnden Menschen. Und das ist auch der Mensch, den wir haben müssen für die Vorbereitung dessen, was diesem Kriege folgen wird. Auf dass es dann heller Tag werde voller hoffnungsfroher, aufbauender Sonne des Friedens!

Bis zu diesem Tage ist es aber noch weit. Und zwar genau so weit, als wir mit unserer sittlichen Einkehr sind. Oder meinen wir, solche Worte seien ganz richtig geschrieben für die "auf den Thronen"? Ehrlichkeit und christliche Menschlichkeit soll von den Thronen leuchten. Die Führer sollen voran. Wie soll das aber geschehen, wenn das Volk, aus deren Mitten diese Führer doch hervorgehen, seine Söhne und Töchter nicht zu dem erzieht, was es später von ihnen erwartet?

Christlichkeit in Haus und Schule, in Presse und Städten, in Gewissen und Urteil — das ist das dringenste, verantwortungsvollste Werk der Zeit, auf dass das Werk des kommenden Friedens gelinge.

Der Schriftleiter.

DAS HEIDEKREUZ

Einsam auf stiller Heide
Ein Kreuzbild steht;
Es grüsst das dornengekrönte Haupt,
Wenn wegentlang ein Wand'rer
An ihm vorübergeht.

Hab' oft nach frohen Stunden
Dort ausgeruht — —
Am Himmel stand der Abendstern:
Da schmückte ich dem lieben Herrn
Die schmerzdurchwehten Wunden.

Nach jener stillen Heide
Möcht' ich wohl geh'n,
Möcht' an dem Kreuzesbilde
Zur Abendstund' mein Kinderglück
Noch einmal seh'n.



Niedrige Arbeit schändet mit nichten,
Auch die niedrigste kann man vornehm verrichten
Und kann so vieles tun im Leben,
Ohne der Würde sich zu begeben.

*

Hilf den Schwachen; lerne Tücken,
Lerne Trug und Falschheit fliehn;
Lass vom Gold dich nicht berücken,
Wenn du willst zum Himmel ziehn.

Es gibt keinen grösseren Verschwender als den Geizhalz. Er vergeudet sein Leben auf die Erwerbung dessen, was er weder geniessen kann noch will.

*

Je weniger Bedürfnisse, desto leichter ist das Leben, desto leichter ist der Wohlstand zu sichern.

Und der Vater, der im Verborgenen sieht

Als Tom Krüger, der junge Schmied aus der Karrengasse, krank wurde, war er gerade dreissig Jahre alt geworden. Hätten die Aerzte wenigstens gewusst, was für eine Krankheit er gehabt hatte, so wäre seine Genesung wohl schneller vor sich gegangen. So aber erprobte bald dieser, bald jener seine Kunst an ihm. Mochte sein junges Weib ihn auch mit aller häuslichen Sorge umhüten, es half nichts. Tom wurde kränker und kränker.

Du kannst die Arbeit nicht mehr schaffen, sagte eines Tages seine Frau zu ihm, die ihren Mann von Herzen gern hatte und für seine Gesundung schon viel gelitten und gebetet hatte.

Dann will ich mich um einen Gesellen bemühen und noch heute eine Anzeige ins Kreisblatt setzen lassen nach, und das Geschäft geht darüber zugrunde, entgegnete der Schmied. Gesagt, getan. Nach einigen Tagen meldete sich der neue Geselle. Er war weit in der Welt herumgekommen und wusste so zuvorkommend zu sprechen und sich so geschickt zu benehmen, dass der kranke Schmied froh war, einen so guten Fang getan zu haben.

So waren einige Wochen vergangen, und der Geselle hatte sich durch seinen nüchternen Lebenswandel, durch Fleiss und Geschicklichkeit die Gunst der Meisterfamilie erworben. Um den armen Tom aber stand es schlecht. Immer hohler wurden seine Wangen, die Augen hatten den sonst so hellen Glanz verloren. Als eines Tages der Arzt ein ganz bedenkliches Gesicht machte, stand neben ihm eine andere Gestalt. Diese Gestalt war nicht wirlich da. Aber der Geselle sah sie recht deutlich. Sie näherte sich ihm und flüsterte ihm ins Ohr: "Wenn er jetzt stirbt, musst du recht schön mit der jungen Witwe tun. Die fängt ja das Leben erst an und ist nicht blind für deine Schönheit und Weltgewandtheit. Du musst es nur geschickt anfangen, denn die Trauer um den ersten Mann ist echt, wenn sie auch nicht abgrundtief ist. Der so sprach, war der teuflische Versucher, der seinen Vorteil bei den Menschen wohl wahrzunehmen weiss.

Die Stimme drang mächtig in das Herz des jungen Gesellen, denn er war solchen Reden wohl zugetan und des Wanderlebens müde. So hätte er das Geschäft des Meisters nach dessen Tode gern übernommen. Wusste er doch, dass er sich ein ansehnliches Sümmchen auf die Seite gelegt hatte.

Aber der Tod zögerte allzulange, Tom Krüger zu holen.

Es war der jungen Frau schon länger aufgefallen, dass der Geselle ihr nachging, wenn er es eben einrichten konnte. Dass seine Augen auf sie gerichtet waren, was ihr früher nie aufgefallen war, und dass er sie zuvorkommend und liebevoll behandelte, wo immer er es konnte, das ging ihr mit einem Male ganz deutlich auf . Sollte sie zu ihrem Manne davon sprechen? Der war ja krank und zeigte für seine Umgebung nicht mehr die geringste Teilnahme. Tage vergingen, und jeder von ihnen nährte im Herzen des jungen Weibes Gedanken, die sie selbst nicht auszusprechen wagte, die ihr aber immer vertrauter und lieber wurden, je mehr sie damit spielte. Und so kam es, dass sie langsam die Blicke des Gesellen bewusst auf sich ruhen liess, ja, dass sie sogar verstohlen ihm solche zurückgab.



Der Hochsommer war ins Land gezogen. In den Räumen des Schmiedehauses lag eine drückende Schwere. Der Kranke lag schon wieder tagelang, ohne auf seine Umgebung und die Menschen um ihn herum zu achten.

Da ereilte die beiden gesunden Menschen, die eine gewaltige Probe vor dem Herrgott hätten bestehen können, das ihr Leben aus den Angeln hebende Geschick, mit dem sie so lange gespielt hatten. Eine geheime s ü n d h a f t e Leidenschaft beherrschte sie von diesem Tage ab, der sie willig Gehör schenkten. Willenlos folgte das Weib dem jungen Gesellen auf dem Wege der Sünde.

Und immer noch lebte Tom. Tom Krüger, der von all dem nichts wusste, und der zu schwach war, es zu verstehen, wenn man es ihm auch erzählt hätte. Armer Tom!

Wenn der Teufel erst den kleinen Finger hat, nimmt er auch bald die ganze Hand. Schon allzulange warteten die beiden, der Tod möchte das alte Eheband lösen und es ihnen ermöglichen, ein neues Eheversprechen einzugehen. Aber der zeigte durchaus keine Lust dazu.

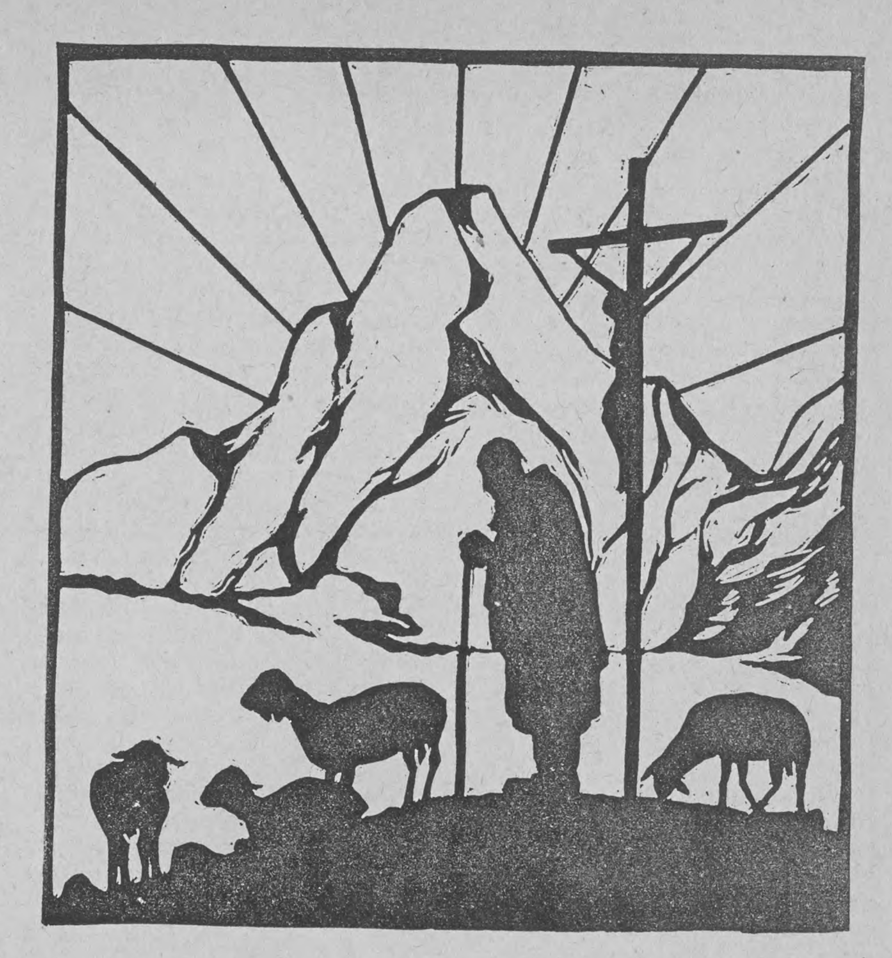
Da beschlossen sie, ihm zuvorzukommen. Und die Gestalt, die einst neben dem Arzt gestanden hatte, als es mit Tom Krüger so elend zu Ende zu gehen schien, sie reckte sich jetzt vor dem Gesellen abermals auf, riesengross, schüttelte ihn und rüttelte ihn, bis ihm die Gedanken wie im roten Schimmer schwam-

men und er davon der sündigen Evastochter einen Tropfen mitgab, der in ihrem Blute wie Gift wirkte.

Und dann geschah das Furchtbare, aus Sünde, Leidenschaft und Verzweiflung geboren: Am nächsten Morgen war Tom Krüger tot.

Einen langen dünnen Nagel hatten sie dem teilnahmslos schlummernden Manne mit raschen Hieben durch die Schädeldecke getrieben. Im ersten Augenblick war der Meister eine Leiche. Und die stand ihnen nicht mehr im Wege. So glaubten sie.

Als die ersten Leidtragenden in das Haus des Schmiedes kamen, lag er behutsam aufgebahrt. Unter einer weissen Mütze, wie er sie immer des Sonntags getragen hatte, lächelte das Gesicht eines Erlösten, bleich und voller Ruhe. Und alle gönnten sie ihm die Ruhe, denn der Tod hatte ihn ja fast vergessen, so lange liess er auf sich warten.



Als dann die Nacht sich herabsenkte und draussen alles zur Ruhe gegangen war, schlichen die beiden sich an die Bahre des Toten. Als wollten sie sich nochmals überzeugen, ob auch alles in Ordnung sei und der Ermordete sich wirklich nicht wieder erhebe, so lauschten sie in das undurchdringliche Dunkel. Grabesstille herrschte ringsum. Niemand hatte also das fluchwürdige Verbrechen gesehen, niemand schöpfte Verdacht! Niemand?

Das Trauerjahr verging. Als danach die Witwe dem Gesellen die Hand zum Ehebunde reichte, fand im ganzen Städtchen niemand etwas Auffälliges darin. Sie lebten als biedere Bürgersleute, geachtet wegen ihres soliden Lebenswandels, geschätzt wegen ihrer Wohlhabenheit, die es ihnen erlaubt, den Grossen zu spielen.

So rollte ihr Leben weiter, zehn, zwanzig, dreissig Jahre. Belanglos für die Entwicklung der Welt, inhaltslos selbst für das Leben einer Kleinstadt.

Wäre der Schmied, der Nachfolger des armen Tom Krüger, jetzt gestorben, man hätte ihn als einen Ehrenmann begraben. So aber sollte es ganz anders kommen.

Für dreissig Jahre erkaufte sich der Mensch sein Ruheplätzchen auf dem Friedhof. Dann hatte er nach den Statuten der Friedhofsordnung keinen Anspruch mehr darauf. Es sei denn, dass die Angehörigen den Platz neu erwürben. Die Angehörigen des Tom Krüger sahen nun wirklich keinen Grund, dem armen Tom durch die Zahlung weiteren Geldes seinen Ruheplatz auf dem Friedhof zu erhalten.

Deshalb wurde das Grab eingeebnet. Damit war nun wirklich das Letzte, was noch an den guten Tom erinnerte, verschwunden.

Und doch nicht. In der Stadt betrauerte man den Tod eines jungen Mädchens, das ihr schweres Leiden Gott aufgeopfert hatte, dass er die dadurch erworbene Gnade irgendeiner guten Sache zukommen lassen möge.

Sie sollte an der Stelle begraben werden, an der noch vor kurzem Tom Krügers Grab gewesen war. Emsig schaufelt der Totengräber die neue Grube. Da, — was ist das? Worauf stösst der Spaten? "Ach Tom," sagt der alte Mann, "vor gut dreissig Jahren begrub ich dich hier. Was ist denn noch von dir übrig?"

Und er gräbt den oberen Teil des Schädels aus und nimmt ihn vorsichtig aus der Erde. Da sieht er, wie die Schädeldecke von einem spitzen Nagel durchbohrt ist. Ein Gedanke steigt in ihm auf. Er verwirft ihn. Doch der kommt wieder. Der alte Toten-

gräber nimmt den Schädel unter seinen Mantel. Wohin damit? Er geht zum Pfarrer.

Das freundliche Zimmer des Pfarrers, in dem noch eben alles Licht und innerer Friede war, ist auf einmal verdüstert, als der Totengräber den Schädel des armen Tom gezeigt und seinen Verdacht ausgesprochen hat. Man überrechnet noch einmal die Zeit und die näheren Umstände des Todes des Schmiedes Tom Krüger. Erst nach längerer Zeit verlässt der Totengräber das Pfarrhaus.

* * *

"Herr Pfarrer, Sie liessen mich rufen. Darf ich wissen, worum es sich handelt?"

Die Witwe Tom Krügers steht vor der gebeugten Gestalt des Priesters. Sein ehrwürdiges ernstes Aeussere flösst ihr Achtung und Zurückhaltung ein. Der Pfarrer lenkt das Gespräch auf ziemlich weit liegende Dinge, erkundigt sich zwangslos nach diesem und jenem und bringt ganz unauffällig die Unterredung auf ihren ersten Mann. Und während die Frau sich nicht genug tun kann, das gute Verhältnis zu ihrem ersten Mann zu loben und seine guten Eigenschaften der Reihe nach aufzählt, richtet der Pfarrer seine Augen gross auf die Sprechende und zieht mit einem plötzlichen Ruck das Tuch von dem Totenschädel. Hoch ragt der verrostete Nagel.

Totenblässe zieht über das Gesicht des Weibes.

"Mein Mann! — Tom, du lebst also noch — — ?"

Ein krampfhaftes Beben geht durch ihren Körper, bewusstlos sinkt sie zu Boden.

"Und der Vater, der im Verborgenen sieht —", flüstert der Pfarrer.

Vor der Türe aber stand die weltliche Gerechtigkeit, die der Totengräber herbeigeführt hatte.

Der siebenfache Gnadenstrom

Ein frommer Maler schuf ein schönes Bild. Auf dem Hügel Golgatha erhebt sich ein Kreuz. An ihm hängt zwischen Himmel und Erde Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes. Die Bosheit der Menschen hat ihn unter unsäglichen Schmerzen mit grausamen Nägeln ans Kreuz geschlagen. Zerschunden und zerrissen ist der heilige Leib des Herrn. Keinen heilen Fleck findet man an ihm.

Langsam sickert das Blut aus vielen Wunden und rinnt am heiligen Leib hinunter. Aber es fällt nicht auf die Erde. Zahlreiche Engel mit goldenen Schalen in ihren Händen fangen in stummer Wehmut jedes Tröpflein auf und giessen die Schalen, wenn sie sich gefüllt haben, in ein grosses, goldenes Gefäss, das sich am Fusse des Kreuzes befindet.

Eben haucht der Sohn Gottes seinen Geist aus. Er neigt sein Haupt und stirbt für das Heil der Menschen. Bald nähert sich Longinus mit der Lanze und stösst diese dem Heiland in das Herz. Die letzten Tropfen Blut und Wasser fliessen heraus, werden von unsichtbaren Engeln aufgefangen und in das Becken geschüttet.

Da kommt Bewegung in das Becken. Sieben Oeffnungen bilden sich ringsum, und durch sie ergiesst sich das heilige Blut und durchfliesst als siebenfacher Gnadenstrom herrliche Auen. An seinen Ufern knien Gläubige ohne Zahl, um aus dem Strom zu trinken.

Der Sinn dieses schönen Bildes ist klar. Es versinnbildet uns die erhabene Wahrheit, dass das kostbare erlösende Gnadenblut Christi fort und fort durch die sieben Kanäle der heiligen Sakramente sich in das Herz der Menschen ergiesst. Das Bild sagt uns, dass alle Gnaden, die uns gespendet werden, aus dem Erlöserherzen Jesu strömen.

Will man die Wirksamkeit der heiligen Sakramente richtig verstehen, so muss man zurückgehen bis zum Opfer Christi auf Golgatha. Von dort aus strömen die geheimnisvollen Gnadenkräfte uns zu. Wer aus dem ersten Gnadenstrom trinkt, der verliert alle Makel der Erbsünde und erlangt die Teilnahme an der göttlichen Natur durch die heiligmachende Gnade (Taufe). Wer aus dem zweiten Strom trinkt, den stärkt Christi Blut im Kampf gegen die Feinde des Heiles, die ihm den Eintritt ins Himmelreich erschweren (Firmung). Wer aus dem dritten Strom trinkt, der empfängt Christi Leib und Blut zur Nahrung fürs ewige Leben. Der vierte Strom schenkt das übernatürliche Leben der Gnade wieder, wenn es durch die Sünde verloren war oder vermehrt es, wenn es noch vorhanden war (Bussakrament). Aus dem fünften Gnadenstrom trinken die Menschen, wenn Alter und Krankheit ihre körperlichen Kräfte geschwächt haben, damit sie sicheren Fusses ins Land der ewigen Wonne gelangen (Heilige Oelung). Aus dem sechsten Gnadenstrom dürfen jene trinken, die von Gott zum Priestertum berufen sind und die Salbung des Heiligen Geistes für ihr hohes Amt empfangen (Priesterweihe). Der letzte Gnadenstrom gibt denen, die in den Ehestand treten, die Gnade, in Treue und Liebe durch dieses Leben zu gehen, bis der Tod sie scheidet (Ehe).

Schätzen wir die Gnadenströme der heiligen Sakramente! Aus ihnen fliesst unaufhörlich das kostbare Erlöserblut. Trinken wir fleissig daraus! Es strömt unaufhörlich durch die ganze Welt zu Sündern und Heiligen und wirkt Grosstaten Gottes in Millionen von Seelen.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Ich hob's gornet geenjoyed wenn ich g'hert hob, wie dass unnerschiedliche Leit soge tue, dass solles Bild, was der Poter von mir und meine Person in den Mariabot h'neing'setzt hot, gornet mein natierliches G'sicht uffweise tut. Sie tun behaupte: "Desch is der Schusterseppel net. Der tut anners auslucke."

Liebe Leit, ich muss eich soge und zur Kenntnis gebe, dass ich mich uf mein G'sicht auskenne tue. Und wenn ich sog: Desch is der Schusterseppel, nochher tut er's auch sein. Mein Voter hot g'sogt, desch ich der Seppel bin. Sollermol nämlich, wie ich gebore wor, sein alle unsre Verwondte und Nachborsleit exited gewest vonwege weil ich der erschte Bub von meinen Voter wor. Die Weibsleit — so hot mir mein Voter verzählt — hen ieber den gonze Tog bei meine Muter g'huckt und hen berote, wie was wellen Nome ich troge soll. Eine Schwester von meine Muter hat g'sogt: "Der musch Baltasar heisse, vonwege weil unser Voter so geheisse hot." Und die Schwester von meinen Voter hat g'sogt: "Isidor werd sein Taufnome sein, was weller Nome in unsre Familie h'neing'hert." Do is denn eine Tante komme und hot Zacharias gefordret, und eine anre Tante hot gerufe, wie dass sie gornix net mit der Tauf zu schoffe hobe will, wenn der Prieschter mich net uf den Nome von meinen Grossvoter taufe tut. Und so hen sie's denn berote und getriebe, bis dass sie mich in die Kerch geschofft hobe zur Tauf. Und wie der Poter gefrogt hot wie dass er mich nenne soll, da is die Tante mit den Grossvoternome ufgestanne und hot sollen Grossvoternome herg'sogt, was alle anre Weibsleit arg exited hot. Und wie der exitment gornet uffhere wollt, da hot mein Voter gerufe:

"Jetzten ober langt's. Ich tu den Bube fietre und kein anrer net. Seppel werd er sich schreibe. Poter, tauft's ihn Joseph."

So hot's der Poter auch g'macht, aus was welle Ursach ich mich heit Seppel schreibe tu. Und wenn's mir die Leit net glaube, dann bin ich net mächtig zu die mistakes, was die Leit mache.

Ein guder Christ soll alles glaube, was die Mensche uffweise kenne. Was mir ober net uffweise kenne, solles solle mir net glaube. Desch is net gut und tut arg beses Blut schoffe und fiesse troubles.

An solle troubles kann ich mich erienre, was welle troubles meinen Freind und Nachbor net zum beschte komme sind. Mein Nachbor hot sich Gobinger George geschriebe. Ein guder Former is er gewest, ober wo wos losgange is, do is er auch immer der erschte gewest. Und weil er vonwege seine grosse Bube und Madel net mehr so arg viel uf der Farm zu schoffe g'hat hot, aus solle Ursach hot er viel Zeit fier unnerschiedliche Geschichte g'hat.

Eimol hob ich bei ihm in der Stuben g'huckt, da is die Tier ufgange und h'neinkomme is der Schlakmann Benjamin, zu was wellen Schlakmann Benjamin der George mich gleich introduced hot. Die Meile siebzig hot der Benjamin von unsre Gemeinde gelebt, und so is es komme, dass ich ihn noch net gekennt hob.

Mir hobe also alle drei zusammeg'huckt und hen Maistub geholle. "Ja", hot der Benjamin in soller Maistub g'sogt, "die Ernte tut net schlecht auslucke, das Viech is auch net am schlechschte, ober trouble tut man iemmer hobe."

"Was fier troubles tun eich denn bodre?" hot der George den Benjamin gefrogt. Und do hot denn der Benjamin verzählt, wie dass seine Aeltschte, die Magdalena, gornet uf ihn here will und nix net wiesse will von das Heirote mit den Fillinger Joe. Frieher, da sein die zwei iemmer beinanner g'huckt, und passe täte die beide zusamme und gut ab sei der Joe auch, aus was welle Ursach Voter und Muter und Schwiegervoter und Schwiegermuter sich uf die Heirot fiess gefreit hen. Jetzten uf eimol, wo man schon das Schwein uf die Hochzeit ufgefietret hot, jetzten uf eimol will die Magdalena nix mehr net wiesse vom Heirote. Wie verhext is sie g'worde, und niemand

tut sich net mehr auskenne, was do zu schoffe is.

Der George und ich hen gut zugehert, was der Benjamin verzählt hot, und mir hen keinen Rot net gefunne, was zu moche is mit sollen Madel.

"Hert's einmol, Benjamin," hot da uf eimol der George gefrogt, "tut eire Magdalena den Joe net mehr wolle?"

"Desch is ja grod der point," hot der Benjamin gerufe, "die gleicht den Joe, solles tu ich als Voter wiesse und bezeige. Ober ich tu mich net auskenn uf ihren Kopf. Sie will ihn net heirote und fertig und niemand net kann ihr vorrede, wie dass man doch heirote soll, wenn man sich gleiche tut."

"Ich hob einen Plan, Benjamin, ihr werd's sehe, der werd schoffe. Ihr geht's grad ham und tut zu eirer Magdalena soge: Magdalena, recht hoscht's, den Joe werscht net heirote. Ich hob einen viel bessern fier dich. Und nochher werscht ihr meinen Nomen nenne und werscht ihr verzähle, wie dass ich ein bachelor bin mit die Johre fienfundfufzig und mit eine gude Farm, was viel besser is von die Farm, uf was weller Farm der Joe hucke tut. Und dann tu ich zu eich uf die Brautschau komme. Ich werd sie sollermol schon verschrecke, und ihr werd's ihr einrede: Den heirotscht und keinen anren net. Ihr werd's sehe, wie schnell eire Magdalena dann zum Joe h'nieberlaufe werd."

So hot der George zum Benjamin gesproche, ober der Benjamin und ich, mir zwei hen gedenkt, dass soller Plan net schoffe werd. Der George ober hot so viel zusammgeredt, bis dass mir all drei einig worde sein und ausgemocht hobe, dass ieber die Woche drei der George und ich zum Benjamin uf die Brautschau kommen werde.

Der Benjamin is hamgefohre und hot der Magdalena alles verzählt, was ihm der George zu verzähle uffgetroge hot. Ober die Magdalena, die hinnerlistige, die hot uns uffgefixt, desch kann ich eich verzähle!

Zuerscht, wie ihr Voter ihr vom George verzählt hot, is sie wietieg worde vonwege den olte bachelor. Nochher is sie ober still worde und hot g'sogt, wie dass sie alles iebendenke muss, was mit die Heirot zu schoffe hot. Und nochher is sie an die Orbeit gange. Ganz genau hot sie ausgefunne, wo ihr Voter, der Benjamin, gewest is, und mit was welle Gedanke er hamkomme is. Und wie sie solles schen zusamme g'hat hot, is sie zu ihren Voter gange und hot g'sogt:

"Voter", hot die Scheinheilige g'sogt, "uf den Sunntag kennt's ihr den George einlode. Ich denk, ich werd ihn heirote, wenn er mir gefolle tut."

Der Benjamin hot gleich zum George geschriebe und hot g'sogt:

"George, uf'n Sunntag kommst, unser Plan tut schoffe wie Schunke uf'm Brot."

Die Magdalena ober hot auch einen Brief uf die postoffice getroge, was weller Brief an den George sein Weib gewest is. Dem George sein Weib, was nix net gewiesst hot von unsre Sache, is sollermole net daham gewest, ober bei ihre Kinner uf der Farm. Solles hot die Magdalena alles ausgefunne und sie hot zum George Seiner geschriebe, wie dass ihr Voter sie einlode tut, seine Farm und seine Kinner anzuschaue.

Wie der Sunntag komme is, sein der George und ich schon in die Morgenstund mit dem George seine Car losgefohre. Mir hen den Benjamin vor der Kerch von seine Gemeinde gemiet und noch'm Hochamt sein mir denn h'nieber uf seine Farm.

Wie mir ins Haus h'neinkomme sind, hot der Benjamin gleich die Magdalena gerufe und hot ieber sie gesproche:

"Magdalena, hier tu ich dich introduce zum Gobinger George, was weller Gobinger George ein guder Freind von mir is. Du tust alles ieber ihn wiesse, vonwege weil ich dir von ihn verzählt hob. Magst sollen George zum Mann hobe? Er tut ein bissel alt fier dich sein, ober desch tut nix net ausmoche, wenn's ihr nur zusamme komme tut uf eine gude Farm."

"Ooo!" hot die Magdalena uf eimol gerufe, "so ein Glieck!" Und dann is sie h'nausgesprunge aus der Stuben und hot noch gerufe: "Ich tu gleich do sein."

Der Benjamin is blass worde, der George noch weisser und ich bin so exited worde wie noch nimmer net. Solles hen mir net expected, dass die Magdalena werd von Glieck rede. Mir hen gedocht, die werd kreische und heile und werd soge, wie dass sie keinen bachelor mit graues Hoor uf'm Kopp werd heirote, desch sie liebersch den Joe nehme tut. Und do hoscht die trouble! Sie will den George, was ja doch ein Mann mit Weib und Kinner is, nehme. So hen mir alle mit fiesses Ziettre in die Knie gedenkt, do is uf eimol die Tier ufgange, und h'nein kommt die Magdalena — mir alle hen gedenkt, ein Dunnerwetter hot uns uf'm Kopp geschloge — mit dem George sein Weib! Und sie ruft solles Weib an:

"Tut meinen Breitigom miete und mocht's sure, ihr kummt's uf unsre Hochzeit!"

Und mit solle Worte springt doch das hinnerlistige Madel uf'n George und tut ihn umhalse und einen Kuss uf sein G'sicht schloge, desch ich und der Benjamin und der George gedenkt hen, jetzten hot uns das Dunnerwetter richtig getroffe.

Dem George sein Weib wor still wie eine Leich. Nix net kunnt sie soge, und mir alle drei hen nur gewotscht, wann dass ihre Goschen uffgehe tut. Und nochher is sie uffgange. Ober net ieber den George is sie uffgange, ober ieber mich!

"Ihr Verfiehrer, ihr olter, ihr schimmliger ihr. In der Kerch in der erschte Bank hucke und singe, als wenn ihr schon ein Heiliger seid's, ein

teiflischer Heiliger seid's! Schame sollt's eich eier gonzes Lebe long for eire Kinner, ihr siendlicher Ehezerstörer ihr . . ."

Noch vieles unnerschiedliches anres hot sie gerufe. Der George wollt sie stoppe moche, ober do hot sie g'rufe:

"Schweig, du Robevoter du untreier! Gleich kummste ham und daham werd ich schon rede mit dich!"

Und wie sie so geredt hot, do is wiedermol die Tier ufgange und h'nein kummt der Joe gesprunge und stellt sich uf vor die Magdalena und vor den George.

"So," sogt er," sollen olten Klotz willst heirote, wo du mir die Heirot versproche hoscht."

"Olter Klotz? Wer tut ein olter Klotz sein? Wer tust du sein, du schnodriger, grieneigiger Bub?" fing dem George Seine ieber den Joe an zu schreie, "solles hier is mein angetrauter Mann, was wellen Mann ich net beschiempfe losse tu. Net von einen griennosigen Bub net, wie du einer bischt!"

"Leit, Leit," hob ich do gerufe, ober die exitete Gobingerin hot mir's Maul gleich wieder geschlosse, bis dann der Benjamin mit seine stärkste Stimm was er hobe tut, gebriellt hot:

"Seid's stille jetzten, ich tu hier der Boss sein in diesen Haus. Und ich werd's soge, was hier zugonge is!"

Der Joe ober is nochmol uf die Magdalena zugange und hot laut g'sogt:

"Good bey. Mich tust nimmer net mehr sehe." Und mit diese Worte wollt er h'nausgehe. Da ober is die Magdalena uf den Joe gesprunge und hot geschriee und gekreischt:

"Joe, bleib do. Ich tu den jo gornet heirote. Der is ja verheirot. Desch is alles ein mistake, was du hier sehe tuscht. Ich hob nur meinen Voter zeige wolle, desch ich heirote tu wenn ich will, und net, wenn er will."

Dem George Seine hot Auge gemocht wie ein pie so gross. Und der Benjamin und der George und ich hen ufgeatmet, vonwege weil mir schon noh zu das Verstiecke wore. Und nochher hen mir denn alles verzählt, wie desch solle Geschicht zustand komme is.

Ober dem George Seine hot die Woche nein kein Wort net zu mich geredt und hot mich getriet, wie dass man einen Verfiehrer triete tut. Olles hot sie zu meine Pauline getroge, und die Pauline, die hot's mir auch gebe, solles kann ich eich verzähle! Niemols mehr, liebe Leser und Leserinnen, werd ich soge, was ich net uffweise kann.

Und ihr, Leit, sollt's auch net tue. Wenn ich sog: Solles Bild vom Mariabot is der Schusterseppel, nochher tut's er auch sein.

Ich tu eich alle griesse und tu eich verspreche, desch ich bald wieder schreibe werd.

Eier

Schusterseppel.



Die Stunden unseres Morgen- und Abendgebetes sowie auch die Stunden der Sonntagsmesse gehören nicht uns, sie gehören Gott. Geben wir Gott, was Ihm gehört, dann wird Er auch uns geben, was wir von Ihm brauchen. Nämlich Seinen Segen, Seine Gnade, Sein Erbarmen und Seinen Frieden. Was meinen wir denn zu gewinnen, wenn wir die Zeit des Gottesdienstes für uns behalten? Für unsere Arbeit oder unsere Vergnügen? Der Tor spricht: Es gibt keinen Gott. Und er spart sich alle Zeit, die der Gute seinem Gott aufopfert. Und doch will und will es dem Toren nicht gelingen, reicher und glücklicher zu werden. Denn immer, wenn er zu etwas kommt, fällt er in Streit mit seinem Nachbarn, der ihn überfällt und alles Erworbene zerschlägt. Der Weise aber glaubt an Gott. Und er weiss: Weil wir Gott nicht gaben, was ihm gehört, deswegen aller Unsegen, alle Ungnade, alle Erbarmungslosigkeit und alle Friedlosigkeit auf Erden. Und darum, sagt der Weise: Keinen Sonntag ohne Kirchgang. Keinen Tag ohne Gebet.

Du musst mit den Menschen leben, darum nimm sie, wie sie sind; dann nur kannst auch du dich geben, wie du bist.

*

Zu sagen, was man nicht denkt, ist immer unrecht; alles zu sagen, was man denkt, ist meist töricht.

Ist das nicht sonderbar?

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Die heutige Menschheit stellt uns oft vor grosse Rätsel. Trotz all ihrer Forschungen und Erfindungen kommt man aus dem Staunen über manche ihrer Dummheiten nicht heraus. Unwillkürlich fasst man sich immer mal wieder an den Kopf und fragt sich, wie es bloss möglich ist!

Eins dieser Rätsel hat uns der gegenwärtige Krieg vor die Seele gerufen. Immer entschiedener wird unsre männliche Jugend zur Verteidigung der Heimat aufgerufen. Der Heeresdienst aber fordert gesunde Leibes und Geisteskräfte. Wie steht es damit? Zu unsrer grossen Ueberraschung mussten wir vernehmen, dass fast die Hälfte unsrer jungen Männer in ärztlicher Untersuchung wegen ärmlicher Körperfassung zurückgestellt oder ausgeschieden werden musste! Und das trotz allen Gesundheitsunterrichts in der Schule. Trotz der atemraubenden Aufklärung über Diät und Vitamins in der Blätterwelt. Trotz der riesigen Sportsvergötterung durch das Radio. Trotz des materialistischen Zeitgeistes, der überall dem Leiblichen vor dem Geistig-Geistlichen den Vorzug gibt! Ist es nicht sonderbar? Da muss doch etwas nicht in Ordnung sein. Was wohl die Ursache solch armseligen Gesundheitszustandes ist?

Ist es Unterernährung in den Städten? Ist es falsche Ernährung auf dem Land? Ist es ein Uebermass an Tabaksverbrauch? Ist es sittliche Schwäche und Unvernunft, wie wir sie in alten Soldatenliedern angedeutet finden: Die Liebe und der Suff die reiben den Menschen uff? Höchstwahrscheinlich ist eine ganze Kette von Umständen daran schuld. Die unsolide Lebensweise; Stunden u. Stunden im Tabaksqualm der Tanzböden und Gamblehallen. Tüchtige Aerzte haben schon vor Jahren darauf hingewiesen. Zwei Geschlechter, sagten sie, werden nötig sein, um die Entartung der heutigen Jugend wieder wettzumachen. Wie dem auch sein mag: mir scheint der Mangel an Religion und sittlicher Ertüchtigung die Wurzel des Uebels zu sein.

Wahre Kultur kommt nun einmal in der christl. Weltordnung nur durch Pflege der Ueberkultur; Gesundheit des Leibes ist zum grossen Teile abhängig von der Pflege des Geistes. Und gerade hier liegt der Haas im Pfeffer. Unsrer Jugend wird zu viel Scheingrösse als Ideal aufgedrängt. Zu viel Akrobaten, actors, air aces, werden ihnen als Vorbilder für ihr Tun und Lassen vorgestellt. Unsre Jugenderziehung orientiert sich an falschen Masstaben. Sie hat sich losgetrennt von Gott; von des Menschen ewiger Bestimmung und seinem wahren Daseinszweck auf Erden; von Menschenwürde und Menschengrösse. Der Mensch ist durch die moderne Wissenschaft zum Aff und zum Vieh geworden mit der einzigen Losung: Lasset uns essen und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot. Und diese Geisteshaltung, meine ich, ist der Quell zahlloser Gegenwartsübel, nicht zuletzt auch der ärmlichen Gesundheit unsrer Jugend.

Schon in den Jahren vor dem Krieg gab es vieles zum Kopfschütteln in der Welt. Ist es dir schon aufgefallen, wie man bei uns das alte und verbrauchte Leben um jeden Preis zu retten sucht und das ungeborene Leben mit herodianischer Mordlust vernichtet? Was die ärztliche Kunst nicht alles versucht, um einen Krüppel, Diabetiker (Zuckerkranken) oder sogar Narren dem Tode zu entreissen! Da müssen X-rays herhalten und Operationen; da wird der Blutdruck gemessen. Spritzen verabreicht und Pillen verschrieben. Und das junge Leben, dem die Zukunft gehört? Man hat 1000 Mittel und Kniffe erfunden, um es im Abgrund des Nichts zu belassen; ihm die Türe ins Dasein abzuriegeln. Man hat gegen den Schöpferwillen Gottes künstliche Schranken aufgeworfen, und das sprossende Leben im Mutterschoss wird millionenweise vernichtet. Ist es nicht sonderbar? Es gibt sogar Aerzte, die diesem unsauberen Geschäft ihre Hände leihen, und es gibt Regierungsmänner: die haben ihre "shares" in den Gummifabriken und sorgen dafür, dass keine starke Gesetzgebung den riesigen Mordapparat von der Erde vertilgt. In absehbarer Zeit wird das Land nur noch alte Leute mit old age pensions aufweisen und nur noch wenig Steuerzahler in der Blüte des Lebens. Die Nation wird müde und greisenhaft, reif für die Sichel kriegerischer Nachbarn. Aber all das stört jene Mörder und Mammonsknechte nicht.

Nun nimm einmal das Verbrechertum. Es ist, besonders in den Ver. Staaten, zu einer ungeheuren Sturzwelle angeschwollen, die über Städte und Dörfer dahinrollt, Leben und Eigentum verschlingend. Und — ist es nicht sonderbar? — man besinnt sich nicht auf die rechten Mittel und Massnahmen, um diese Flut zurückzudämmen. Man schafft immer stärkere Polizeikraft mit kugelsicheren Rennwagen her. Man spricht gegen das Verbrechen über's Radio: "Crime does not pay". Und zu gleicher Zeit zeigt man der Jugend auf der Flimmerwand die neuesten tricks zum Aufbrechen der Geldschränke; versetzt sie durch Darstellung von Küssereien und

Liebesintimitäten in geschlechtlichen Reizzustand. Und von 100 Mördern, die dem Gesetz gemäss gehängt werden sollten, wird nur ein einziger hingerichtet. Und lebenslängliche Zuchthausstrafe schrumpft unter den Kniffen der politisch verseuchten Parole-Systems zu 5-jähriger Freiheitsberaubung zusammen. Und innerhalb der Gefängnismauern hat der Schwerverbrecher es durch Radio, Movies und Sportvergnügungen angenehmer als die meisten Tagelöhner auf der Farm. Verbrechen zahlt sich nicht? It DOES pay! Kein Wunder, dass es zu einem solch schönen weitverbreiteten Handwerk geworden ist! Nur die Religion, die das Gewissen schärft, könnte das Räuberunwesen wirksam bekämpfen; aber die will man nicht! Lieber handelt man dem Buben gleich, der Disteln köpft. Wir alle haben einmal dem Unkraut am Wegesrand mit einem Stecken die Köpfe abgehauen: die Wurzeln blieben stecken. So hackt man hierzulande dem Unkraut der Gottlosigkeit die Köpfe ab; die Wurzeln bleiben stark und triebkräftig im Boden der Nation und treiben immer neue Blüten und Früchte des Verbrechertums. Wahrhaftig, man kommt aus dem Staunen nicht heraus; man packt sich am Kopf und fragt sich, wie es nur möglich ist.



Zum Schluss wollen wir einmal das demokratische System beleuchten, so wie es bisher bei uns gehandhabt worden ist. Wir sind grosse Freunde der christlichen Demokratie (Volksherrschaft); aber leider haben wir davon immer nur den Namen gehabt.

Demokratie bedeutet freiheitliche Verwaltung im Gegensatz zum Polizeistaat. Dieser setzt überall sichtbare und fühlbare Schranken auf, in den Stadtparks und an jeder Strassenecke. Er stellt die Ordnung her durch Schilder und Gummiknüppel. 1. Die Demokratie hält sich überall an das oberste Gesetz: Alles für das Volk und zum Besten des Volkes. Sucht dieses Ideal zu erreichen nicht durch äusseren Zwang sondern durch persönliche Erziehung; durch Pflege der Selbstzucht und des gesunden Urteils bei den Massen. Ja, ein demokratisch regiertes Gemeinwesen braucht höchstes Feingefühl für Recht und Gerechtigkeit, für alles was wahr ist und gut und schön. Jeder muss halt ein sovereign (König) sein, erhaben über Knechtessinn und Sklaverei. Und deshalb muss jeder den Willen aufbringen, sich der Majestät des Gewissens zu beugen; Gesetzen zu gehorchen, die er selbst durch seine Parlamentsvertreter geschaffen. Alle Mittel müssen in den Dienst solch sittlich-sozialen Hochstandes gestellt werden: Familie und Schule und Kirche, Presse, Radio und Theater. Sonst herrscht gemeinschaftsfeindlicher Egoismus (Selbstsucht); sonst schiesst gesellschaftszerstörender Individualismus (Selbstherrlichkeit) ins Kraut; sonst wird aus der Herrschaft des Volkes satanische Pöbelherrschaft.

Wie verfährt man nun bei uns in dieser Hinsicht? Man tut geradezu alles, um Vernunft und Gewissen zu ertöten. Die staatserhaltenden Kräfte der Religion werden aus dem öffentlichen Leben verbannt; den Mächten der Hölle wird Tür und Tor geöffnet. Ist es nicht sonderbar? Die Familie wird zum Tummelplatz der schmählichsten Laster gemacht. Ueber unsern Schulen flattert die Fahne der Gottesleugner; Presse und Radio erschöpfen sich in Unterwühlung aller christlichen Ideale. Der Kirche wird durch Besteuerung und Verdrängung ihrer Tätigkeit in die Sakristei das Leben bitter schwer gemacht. Und die Volksherrschaft? Sie ist zum Schrecken aller Gutgesinnten geworden.

Ja, es ist sonderbar. Alle diese Tollheiten gehen aber zuletzt auf einen gemeinsamen

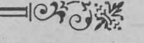
Grund zurück. Es ist der Mangel an Wahrheitsliebe und an klarer Sicht. Wo nicht auf klarer Schau aufgebaut wird, da baut man halt auf Illusionen. Wo man Gottes Wahrheit auf die Seite schiebt, da verschreibt man sich dem Irrtum und macht sich selbst zum Narren. Und das Endergebnis wird dann so wie es einmal von einem grossen Katholiken über unsere Zeit zusammengefasst worden ist: Niemals hat die Welt so viel Reichtum an Gütern gesehen und niemals so viel Armut; niemals hat sie soviel Nahrungsmittel gesehen und so viel Unterernährung; niemals hat sie so viel Geld ausgegeben für Erziehung und so viel Roheit und Verbrechen geerntet.

Wahrhaftig, es ist sonderbar.

Heilige des Monats

Am 15. Juli ist das Gedächtnis des sel. Egino. Er war ein Schwabe und Mönch des Klosters St. Ulrich zu Augsburg. Von St. Blasien im Schwarzwald, wohin er sich, vor der Gefahr der Verweltlichung fliehend, begeben hatte, wurde er als Abt nach Augsburg zurückberufen. Im Kampfe mit dem 'simonistischen" Bischof von Augsburg versuchte er die klösterliche Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Er starb auf der Rückreise von Rom, wo er dem Papst Bericht erstattet hatte, in einem Kloster zu Pisa (1120). — Am 15. Juli ist weiter das Gedächtnis des hl. Gumbert. Er war der Sohn der Herzogin Geilana, der Gemahlin Gosberts, die den hl. Bischof Kilian töten liess. Zur Sühne für das Verbrechen seiner Mutter stiftete er mehrere Klöster, darunter Ansbach, und trat selbst dort als Mönch ein. Er starb 780. Seine Reliquien barg die Gumbertuskirche in Ansbach. — Der bekannteste Heilige des 15. Juli ist der Kaiser Heinrich. Er wurde geboren am 6. Mai 972 und regierte von 1002 bis 1024. Seine Gemahlin ist die hl. Kunigunde. Heinrich der Heilige wahrte des Reiches Macht trotz grosser Widerstände kraftvoll nach Innen und Aussen. Seine Treue zur Kirche bezeugt u. a. die Stiftung des Erzbistums Bamberg. Im Dom zu Bamberg erhielt er sein Grab (1024). Wegen der Wunder dort wurde er 1145 heilig gesprochen. — Zuletzt ist am 15. Juli noch zu gedenken eines heiligen Kindes, der hl. Regiswindis, die, eine Tochter des Burggrafen von Laufen am Neckar, schon im zarten Alter durch Mörderhand starb (um 840), und der seligen Stilla, einer Jungfrau aus einem Grafengeschlecht zu Abenberg in Mittelfranken, die um 1141 starb und deren öffentliche Verehrung (zu Abenberg im Kloster der Schwestern des hl. Franziskus von der schmerzhaften Mutter) am 12. Januar 1927 von Pius XI. genehmigt wurde.

Am 16. Juli ist das Gedächtnis des hl. Fulrad, der zuerst am Hofe des Königs Pipin von Franken Erzkaplan und später Abt des Klosters St. Denis bei Paris war († 784); weiter der Gedenktag der sel. Irmengard, der Tochter des Königs Ludwig des Deutschen, die als Aebtissin des Klosters Frauenwörth am Chiemsee 866 starb, deren Gebeine 1922 zum zweiten Male erhoben und deren Verehrung 1928 kirchlich anerkannt wurde; zuletzt das Gedächtnis der heiligen Reinaldis, die aus vornehmem Hause in Flandern stammte und nach einer Wallfahrt nach Jerusalem in der Heimat von eingedrungenen heidnischen Friesen vor der Kirche erschlagen wurde (680).





SOMMERLOB

Alles, was wir sind und haben,
Sind des grossen Gottes Gaben.
Sonne, Tiere, Wald und Blume,
Uns zum Nutzen, sich zum Ruhme
Rief Er alle sie hervor.
Und es preist der Schöpfungs Chor
Unsern Herrn. Und hoch nach oben
Zieht auch meiner Seele Loben.

Die Ledige Stuir

Von Rudolf Greinz

1.

Es is a himmelschreiende Sünd' von Dir, Wastl, dass Du nie heiratest! Hat der Mensch ganz a schönes Gütl, a Geld hat er auch — und lauft alleweil als a lediger Fetzen in der Welt umadum! A Todsünd' is's, dös sag' i Dir! Steht ja schon in der Bibel deutlich g'schrieben: Gehet hin und vermehret Euch!" So und ähnlich predigte der Botenhansl dem Blaserwastl schon seit einer langen Reihe von Jahren.

Wer aber von Jahr zu Jahr den dickern Schädel aufsetzte und vom heiligen Ehestand nicht viel wissen wollte, das war der Wastl, der nun schon tüchtig in den Vierzigern stand. Wenn ihm der Hansl gar zu arg wegen seines ledigen Fetzentums zusetzte, dann meinte der Wastl wohl: "Jatz lass' mir mein' Ruah'! I kann mich halt amal nit entschliessen! I brauch' mich nit zu vermehren! I bin mir allein gnua auf der Welt da!"

Der Botenhansl hatte an allen Hochzeiten, die in der Gegend geschlossen wurden, einen gewissen Vorteil. Erstens verdiente er sich gern einen Kuppelpelz und beschäftigte sich so unter der Hand mit Heiratsvermittlungen gegen gute Worte und Geld auch, wenn's schon sein musste. Dann war er bereits in seinen jüngeren Jahren der eingebürgerte Hochzeitslader. Das war auch kein Amt, das einer völlig umsonst versieht. Der Hansl, der nun schon Mitte Sechzig zählte, war übrigens allen andern mit gutem Beispiel vorangegangen. Schon zweimal Witwer geworden, hatte er erst vor ein paar Jahren ein drittes Weib heimgeführt.

Ein jeder ledige Mensch, ob Mann oder Weib, war dem Hansl daher ein Dorn im Auge. Er liess es an ernsthaften Ermahnungen nicht fehlen. Wenige widerstanden ihm auf die Dauer. Aber es gab immerhin noch einige "zähe Loder," die gar nicht ins Joch schlupfen wollten. Einer der "Zachsten" drunter war unbedingt der Blaserwastl.

Die Diandeln an den Mann und die Burschen zu einem gottgefälligen Ehestand zu bringen, das war eigentlich nur ein Nebenberuf des Hansl. Sein hauptsächliches Amt war, die Verbindung zwischen dem hochgelegenen einsamen Bergnest und der übrigen Welt herzustellen.

Mit seinem getreuen Mulli zog der Botenhansl an jedem Freitag die steinigen Fusspfade nieder bis zum nächsten grösseren Ort, der auch das Postamt hatte. Im Sommer waren es gut acht Stunden. Im Winter konnten es auch ein Dutzend oder noch mehr werden, wenn die Wege nicht überhaupt verschneit waren. Am Samstag gegen Abend kehrte dann der Hansl regelmässig wieder zurück und brachte nebst den bestellten Waren und Lebensbedürfnissen auch die Post mit. Mehr als eine wöchentliche Postverbindung gab es nicht.

Das kleine Oertel bestand im Grund nur aus der Kirche, dem Pfarrhaus, dem Wirtshaus, dem Messnerhaus, das zugleich Schulhaus war, und aus drei oder vier hölzernen Bauernhäuseln, von denen eines dem Botenhansl gehörte. Die übrigen zur Seelsorge gehörigen Höfe lagen stundenweit entfernt auf den Höhen. Auch der Blaserwastl hatte mindestens zwei Stunden bis zur Kirche. Im Winter ging es überhaupt nur mit Steigeisen.

Dem Botenhansl fiel es natürlich gar nicht ein, jeden einzelnen Brief, den einmal so ein Einödbauer bekam, dem Adressanten nach seinem Hof zu bestellen. Wozu kamen denn die Leute am Sonntag in die Kirche? Da konnte man einen oder den andern selber treffen oder gab den Brief Nachbarn mit.

Wenn ein schöner Sonntag war, dann hatte der Botenhansl ein noch viel einfacheres Verfahren. Er legte die Briefe, hübsch sorgsam mit einem Stein beschwert, auf dieses und jenes Grab im Friedhof, das zur Verwandtschaft des betreffenden Adressanten gehörte. Dort holten sich dann die Bauern ihre Briefschaften ab.

2.

An einem sonnenhellen, wolkenlos klaren Herbstsonntag ging der Blaserwastl nach dem Hochamt ein wenig auf den Friedhof, um doch wieder einmal das Grab einer vor Jahren verstorbenen alten Basl aufzusuchen und ihr einen Weihbrunnen zu spenden. Da lag ein umfangreicher grosser Brief.

Der Wastl bückte sich. Er war richtig für ihn. An Sebastian Unterweger, vulgo Blaser, Bauersmann auf dem Lupfergut. Portofreie Dienstsache. Vom Bezirksgericht. Eine Stampiglie war auch noch droben. Man konnte zwar nicht recht sehen, was es war, aber es sah doch einem Adler ähnlich.

Dem Bauern, der heute in seinem Feiertagsgewand steckte und sogar rasiert war, wurde es völlig schwarz vor den Augen. Ein gerichtliches Schreiben an ihn! Himmelsaxen! Er hatte ja nichts angestellt!

Der Blaserwastl war allein auf dem Friedhof. Alle anderen hockten entweder schon im Wirtshaus oder hatten den Heimweg angetreten. Dem Wastl wurde es schliesslich grün und blau vor den Augen vor lauter Angst. Das Gericht scheute er wie der Teufel die Kirch'n.

Er begann, eindringlich sein Gewissen zu erforschen. Noch



Beichtstuhl. Denn mit dem Gericht war nicht zu spassen. Es fiel ihm aber nichts ein, obwohl er sein ganzes Tun und Lassen während der letzten Jahre in der Erinnerung wie durch ein feines Sieb gleiten liess.

Blieb schliesslich nichts anderes übrig, als das unheimliche Schreiben zu eröffnen. Der Wastl besorgte das mit einer Behutsamkeit, als ob der ganze Brief glühend wäre und er jeden Augenblick Gefahr liefe, sich daran die Finger zu verbrennen.

Endlich hatte er den Bogen entfaltet. Es war ein richtiger grosser Kanzleibogen. Der Wastl war mit dem Lesen und Schreiben immer etwas auf Kriegsfuss gestanden. So dauerte es denn eine gute halbe Stunde, bis er das gerichtliche Schreiben entziffert hatte. Es lautete: "Hiermit wird Ihnen kund und zu wissen getan, dass hinfüro laut hohem Parlamentsbeschluss im Interesse der Wohlfahrt des Staates und zur Deckung der laufenden Ausgaben und Lasten jede unverehelichte Mannesperson, die in der Lage ist, einen Hausstand zu gründen und das vierzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, mit einer Steuer belegt wird, im fünf- bis zehnfachen Betrag seiner sämtlichen Erwerbs-, Personaleinkommen- und Gemeindesteuern , je nach Befund der zuständigen Behörden."

Mit dem Bandwurm von Satz war der Blaserwastl zu Ende gekommen. Er schnaufte tief auf, kratzte sich mehrere Male verzweifelt am Kopf und meinte: "Sikera! Sakra! Wer hätt' sich so was denkt!"

Er steckte das verhängnisvolle Schreiben in die Brusttasche seiner Lodenjoppe und machte sich auf den Weg ins Wirtshaus. Dort suchte er den Botenhansl. Der war mit allen Salben geschmiert und musste ihm einen Rat in der verzwickten Geschichte geben.

Der Hansl sei gerade heimgegangen, hiess es beim Wirt. Der Blaserwastl suchte seinen Ratgeber daher im Botenhäusl auf, wo der Hansl in seiner Stube allein im Herrgottswinkel lümmelte und eine Pfeife rauchte.

"Dass dem Plarament z' Wian aber auch nix G'scheuters mehr einfallt!" begann der Wastl und setzte sich an den Tisch neben den Boten.

"Aha! Du meinst wegen der ledigen Stuir!" entgegnete der Hansl. "Hast auch schon a Zuastellung kriegt?"

Der Blaserwastl wollte das Schreiben zum Vorschein bringen. "Lass' nur stecken!" meinte der Botenhansl. "Es steht eh' überall 's Gleiche drin!"

"Dö Stuir zahl' i nit!" ereiferte sich der Bauer.

"Nachher pfänden sie Dich halt aus!" erwiderte ihm der Hansl trocken. "Ueberhaupt, scham' Dich, dass Du gar koan' Patriotismus hast! Wenn Du a Zeitung lesen tätest, hättest Du dö Verhandlungen im Parlament g'lesen, wia notwendig als dö ledige Stuir is! Man ertreibt ja sonst das Geld nimmer auf!"

Der Botenhansl hatte gut reden; denn einmal hatte der Blaserwastl von Staat, Politik, Welt usw. keine Ahnung. Was ging ihn das auch auf seinem Hof droben an! Zeitungen bekam er natürlich das ganze Jahr keine zu Gesicht. Das hätte nur Geld gekostet. Und dann war das Lesen so viel mühselig. Schliesslich war der Blaserwastl auch kein Kirchenlicht. Sein Verstand reichte gerade hin, um seine Erdäpfel und das Getreide zu bauen und das Vieh zu betreuen. Mit den Herren vom Gericht hatte er nie was zu tun gehabt. Das Schreiben und nun gar das hohe "Parlament" flössten ihm daher gewaltig Respekt ein.

"Derer ledigen Stuir kommet i schon verfluacht gern aus. Dös is ja gar nit zum erschwingen!" sprach der Blaserwastl nach einer längeren Ueberlegung.

"Da kimmst Du leichter mit zehn Todsünden dem Tuifl aus als a Stuir!" versicherte ihm der Hansl.

"Kannst mir denn koan' Rat geben? Du bist ja sonst der Garg'scheute!"

"An Rat wüsst' i schon! Heirat' halt in aller G'schwindigkeit!"

"Könnt' i mir ja noch überlegen!" schwankte der Wastl.

"Da gibt's koa Ueberlegen mehr!" setzte sich der Hansl in Positur und qualmte dicke Wolken aus seiner Pfeife. "Du musst eh schon 's Maul halten und darfst beileib' koan' Menschen was von der Zuschrift

verzählen, dö Du kriagt hast! Sonst kopuliert Dich der Pfarrer wahrscheinlich gar nimmer, weil's am End' als a Umgehung des Gesetzes aufg'fasst werden könnt'!"

"Meinst wohl, es wird so g'fahrlich g'nommen!"

"Wenn's zahlen heisst, nimmt die hohe Obrigkeit alles g'fahrlich!"

"Da hast recht!" meinte der Wastl. "Heiraten is leicht g'sagt. Wenn i wüsst', wen —."

"Dös weiss schon ich!" unterbrach ihn der Botenhansl eifrig. "Die Stufler Kathl is für Dich das richtige Weib! Die älteste Tochter vom Stufler am G'wänd oben — kennst es ja!"

"Ah ja," versicherte der Wastl. "Aber dö is wohl schon alt!"

"Bist Du vielleicht jung?" fuhr ihn der Botenhansl an. "Und nachher darfst jetzt nimmehr wahlerisch sein. Glaubst vielleicht, auf den pfliffigen Ausweg, in aller Eil' z'heiraten, um die ledige Stuir nit zahlen z' müssen, kommen nit mehrer? Um die ältesten Raffelscheiter wird man sich reissen! Es bleibt also bei der Kathl!" entschied der Hansl. "I werd' schon 's Nötige ausmachen! Am nächsten Sonntag kimmst wieder zu mir! Der Kathl tua i derweil Botschaft. Nachher treffen wir uns da in der Stub'n! Aber fein s' Maul halten!"

"Koa Sterbenswörtel!" versprach der Blaserwastl und machte sich auf den Heimweg. "Eigentlich bist a guater Mensch!" versicherte er noch ganz gerührt dem Boten. — —

3.

Der nächste Sonntag war das pure Gegenteil von dem vorhergehenden. Schwere Nebel hingen über dem Tal. Es regnete strichweise, und der schneidige Jochwind pfiff dem Wanderer fast bis auf die Knochen. Der Blaserwastl war pünktlich von seinem Einödhöfel herunter gekommen und fand sich nach der Kirch'n beim Botenhansl ein.

Die Stufler Kathl war schon da. Sie hatte es offenbar noch eiliger gehabt als der Wastl. Sie sass auf dem Ehrenplatz im Herrgottswinkel, knapp unter dem Hausaltarl mit den grell bemalten hölzernen Leuchtern und den künstlichen Blumenstöcken.

"Ja, auf der älter'n Seit'n" war das Weibsleut'. Da hatte der Wastl ganz recht gehabt. Vierschrötig und knochig, das Gesicht voller Sommersprossen, und das spärliche Haar ganz gewaltig ins "Fuxete" schillernd.

Der Hansl hatte einen Schnaps aufgewichst und einen Teller mit klein geschnittenem Speck nebst einem frischen Laib Brot auf den Tisch gestellt.

"Grüss' Gott, Kathl!" meinte der Blaserwastl und hockte sich an den Tisch.

"Grüss' Dich Gott auch!" erwiderte die Dirn, mit vollen Backen kauend.

Der Wastl zog seinen Taschenveitel heraus, schnitt sich ein Trumm Brot ab, schenkte sich selber ein Stamperl Schnaps ein und langte sich etliche Brocken Speck aus dem Teller. Geraume Zeit wurde kein Wort gesprochen. Auch der Botenhansl wollte die erste zarte Annäherung der beiden "Liebsleute" nicht stören . . .

"Is recht a kerniger Speck, dös!" brach der Wastl endlich das Stillschweigen. "Wia haben's denn nachher wir zwoa?" wandte er sich an die Kathl, indem er das fettige Messer an seiner Hose abwischte und wieder einsteckte.

Die Kathl würgte noch rasch einen Bissen hinunter, fuhr sich mit der Schürze über's Gesicht und meinte: "Dös sell muasst Du besser wissen!"

"Sie hat nix dagegen!" mischte sich nun der Botenhansl drein. "Und Du hast hoffentlich auch nix dagegen!"

"Soweit hätt' i nix dagegen!" erklärte Wastl, indem er nach der Schnapsflasche langte und ein neues Stamperl einschenkte. "Es handelt sich halt nachher, wia's mit'm Heiratsguat steht!"

"Mit'm Heiratsguat steht's guat!" erklärte der Hansl. "Sie bringt a ordentliche Aussteuer mit! Gelt, Kathl?"

"Freilich wohl!" versicherte die Kathl. "A Bett, zwoa Kasten, a Truchen voll Leinwand, und halt so die Einrichtung für a Kammerl!"

"Is ganz guat! So a Einrichtung kann man alleweil brauchen, wenn um an Menschen mehr im Haus is!" sagte der Blaserwastl. "Und wia is's denn nachher mit'm Geld?" setzte er vorsichtig hinzu.

Die Kathl meinte etwas verlegen: "Geld — ja Geld zahlt der Vater koans aus. Dös bleibt auf'm Hof!"

"Ah so?" nahm der Wastl einen Schluck Schnaps. "'s Geld bleibt auf'm Hof. Was macht es nachher Zinsen?"

"Zinsen — Zinzen —" nahm die Kathl nun auch einen Schluck — "d' Zinsen b'halt't

Aus dem Testament einer Heiligen

Trachtet der Liebe nach und verurteilt keinen! Und wenn ihr seht, dass jemand schwer sich versündigt, so sage ich nicht, dass euch die Sünde nicht missfallen und euch nicht abschrekken soll, aber ich sage: Verurteilt nicht, verachtet nicht den Sünder, denn ihr wisset nichts von Gottes Urteil. ..Ja, viele, die den Menschen schon verdammt erscheinen, sind vor Gott gerettet; und viele erscheinen den Menschen gerettet, die vor Gott schon verworfen und verdammt sind. Und ich wüsste euch manche zu nennen, die ihr verachtet habt, von denen aber ich die feste Hoffnung habe, dass Gott sie den Heimweg führt zu seiner Hand.

Hl. Angela da Folign.

der Vater. Da wird im Frühjahr, wenn's langt, a Stuck Viech dafür einkaft!"

"Ah so? Wird Viech einkaft!" wiederholte der Wastl. "Nachher bringst halt wohl a zwoa, a drei Küah mit?"

"Na, Küah bring' i koane mit!" sagte die Kathl. "Woasst, dö braucht der Vater selm. Was taten wir denn mit'm Fuatter?"

Der Wastl schenkte sich das Schnapsstamperl wieder voll. "Also Viech kriagst koan's mit!" meinte er nachdenklich.

"Viech hast ja selm!" liess sich der Botenhansl vernehmen. "Hast nit g'hört, a schöne Aussteuer bringt sie mit!"

Der Wastl achtete gar nicht auf ihn, sondern fuhr fort: "Aber denselben Erdäpfelacker bei der Kogelleiten oben kriagst mit?"

"Erdäpfel haben wir selber alleweil z' wenig! Den gibt der Vater nit her!" versicherte die Kathl.

"Ah so? Gibt er nit her?" der Wastl. "Aber a paar von dö Waldteil', dö zu enker'm Hof g'hören, gibt er her?"

"Waldteil gibt er koan her!" die Kathl. "Wir haben eh den ganzen Winter 's G'frett mit'm Holz!"

"Waldteil gibt er koan her!" der Wastl. "Aber dö selbige Wies'n beim Holzapfelschlag?"

"Wies'n gibt der Vater koane her, weil wir sonst z'wenig Fuatter für's Viech hätten!"

"Wies'n gibt er koane her!" sinnerte der Wastl.

"A schöne Aussteuer kriagt sie! Jetzt überleg' Dir's nimmer lang!" drängte der Votenhansl.

"I hab' mir's schon überlegt!" meinte der Blaser und trank seinen Schnaps aus. "I zahl' liaber die ledige Stuir! Da bin i besser dabei!"

"Was zahlst?" fuhr der Hansl empor.

"Die ledige Stuir!" erhob sich der Bauer. "I hab' mir's schon ausg'rechnet — dös kimmt mir billiger als 's Heiraten! B'hüat enk Gott bei'nander!"

Bevor sich der Hansl oder die Stufler Kathl noch recht von ihrem Staunen erholen konnten, war der Blaserwastl schon bei der Tür draussen. Der Botenhansl sprang ihm noch vor die Haustür nach. "Blaser! Hörst! Wastl!" schrie er. Der Wastl drehte sich aber kaum um und winkte nur mit der Hand ab.

An demselbigen Sonntag soll der Botenhansl keinen besonders guten Tag gehabt haben. Die Stufler Kathl schimpfte ihn ordentlich zusammen und wäre ihm bald in die Haare geraten. Dabei reute den Hansl auch der Schnaps und der prächtige, fleischdurchwachsene Speck.

— — — — — — — —

Der Blaserwastl hat noch lange auf seinem Höferl darauf gewartet, dass eines Tages der Steuerbote bei ihm erscheinen würde, um die "ledige Stui" einzuheben. Erst gegen das Frühjahr hinaus erfuhr er es, dass das gerichtliche Schreiben nur ein Schelmenstreich des Botenhansl im Verein mit dem Schullehrer gewesen war, den man stets zu was Lustigem haben konnte.

Seitdem ist der Wastl misstrauisch geworden. Um nicht mehr ganz "ausser der Welt" zu sein, hat er sich eine Zeitung abonniert, und zwar eine, die alle vierzehn Tage erscheint. Er wird von einer Nummer zur anderen mühselig mit dem Buchstabieren fertig.

Uhrengeschichten

In Sevilla ist eine Uhr, die geht beständig zehn Minuten nach. Das ist die Uhr, nach der früher die Verbrecher hingerichtet wurden. Ein barmherziger Scharfrichter hat die Uhr einmal um zehn Minuten zurückgestellt, damit die armen Sünder diese kurze Lebensverlängerung erhielten. Zehn Minuten sind eigentlich eine kurze Zeit! Aber wie lang sind zehn Minuten einer langen, schmerzensreichen Nacht, zehn Minuten Todesangst, zehn Minuten Erdbeben, zehn Minuten in einem Brand, zehn Minuten bei einem Eisenbahnunglück? Zehn Minuten können entscheidend sein für die ganze Ewigkeit!

*

Hast du das groteske Bild schon einmal gesehen? Ein Taschenührlein liegt auf dem Pflaster. Vom Zeiger weg führen Stränge. Sechs Gäule ziehen daran. Sie wollen die Zeiger zurückziehen. Die Zeit. Wie Josue einst die Sonne, den Siegestag. Der Zeiger biegt sich. Der Zeiger bricht. Die Zeit geht weiter. O nütze sie gut, lieber Freund, deine Zeit! Sie geht weiter. Das Jahr wandert. Mach, dass es sonnig in deiner Erinnerung haftet.

In der Pfarrkirche des Wallfahrtsortes Altötting ist eine weit über Bayerns Grenzen hinaus berühmte Uhr: "Der Tod von Altötting!" Ueber der Uhr steht der Sensemann und mäht, in jeder Sekunde führt er einen Streich. Die Leute sagen, so oft er mähe, sterbe ein Mensch. Das mag ziemlich stimmen. Wenn ein Streich des Altöttinger Todes im neuen Jahre dir gilt? Lieber Christ! Vergiss nicht, auf deine Lebensuhr zu schauen!

*

*

In der ehemals katholischen Marienkirche in Lübeck befindet sich hinter dem Hochaltar eine alte Uhr. Christus sitzt auf dem Throne. Mittags um 12 Uhr schreiten die zwölf Apostel vor ihm vorüber. Jeder verneigt sich vor Christus. (Auch an der Nürnberger katholischen Marienkirche kann man das Apostellaufen, wie sie es dort nennen, beim Mittagsstundenschlag betrachten.) Wir sind Jünger Christi, wir sollen darum auch jeden Tag uns verneigen vor unserem Herrn und Meister, alles ihm zu Liebe und zu Ehren tun.

Gott führt ins Kloster

Von Pater Joseph O.M.I.

Yvonne war ein reizendes Mädchen. Ihre braunen Augen funkelten nur so von Lebensfreude. Ihre Gesichtszüge waren fein ausgeprägt. Ihr aschbraunes Haar umrahmte ihr Gesicht mit einem Kranz natürlicher Locken. Ihr Gang war energisch, ihre Haltung majestätisch. Erschien sie in der Oeffentlichkeit, so wurde sie von jedermann bewundert wegen ihrer reizenden Schönheit.

Als sie 16 Jahre alt war, brachte sie ihr Vater nach P. wo sie die Hochschule besuchen sollte. In kurzer Zeit hatte sie die Herzen aller ihrer Mitschüler und -schülerinnen gewonnen. In ihrer Klasse war sie bei den Ersten. An Spiel und Sport nahm sie regen Anteil. Ihre manigfaltigen Talente führten sie auch auf die Theaterbühne, wo sie sich auszeichnete sowohl durch die vollkommene Ausführung der Rollen, die ihr anvertraut wurden, als auch durch die meisterhafte Aufführung der kompliziertesten Tänze. So wurde sie bald die Heldin aller jungen Männer der Stadt P. Man brachte ihr rauschenden Beifall dar, wenn sie nur auf der Theaterbühne erschien. Die ganze Welt schien ihr zu Füssen zu liegen.

Unter ihren Bewunderern befanden sich auch einige Nichtgläubige. Obwohl Yvonne ihren katholischen Christenpflichten treu blieb bis ins Kleinste — sie war ja von tief religiösen Eltern erzogen worden — so lag doch die Gefahr sehr nahe, dass sie sich in den Netzen der weltlichen Vergnügungen verstricken und so ihr Seelenheil in Gefahr bringen könnte. Der Priester von P. war sich dessen wohl bewusst. Auch hatte er Yvonne in letzter Zeit öfters in Gesellschaft eines ungläubigen jungen Mannes gesehen. Er sann nach, was da zu tun sei. Er wollte und musste das unerfahrene Mädchen vor den ihr drohenden Gefahren retten. Er betete um Erleuchtung von oben. Nach langer Ueberlegung und fortdauerndem Gebet entschloss er sich endlich, den Eltern des Mädchens anzuraten, ihre Tochter aus der Stadt fortzunehmen und sie in einer Missionsschule unterzubringen. Die Eltern nahmen den Rat des Priesters gerne an und bald darauf kam auch schon der Vater, um seine Tochter heimzuholen, wie sehr auch diese sich dagegen sträuben mochte. Eine zeitlang behielt er sie im Kreise der Familie. Dieser Aufenthalt im engen Familienkreise war für Yvonne, die sich an weltliche Vergnügungen und Sport gewöhnt hatte, ein wahres Kreuz. Als nun die Eltern eines Tages den Wunsch äusserten, sie möge sich dem religiösen Stande weihen, da loderte in der Tat das Feuer der Widersetzlichkeit auf in ihr. "Was," rief sie aus, "Schwester werden, sich in ein Kloster einsperren lassen, ihr Leben freudenlos verbringen — nein, nein, nie und nimmer werde sie das tun."

Inzwischen war die Antwort von der Missionsschule aus G. eingetroffen, dass Yvonne als Schülerin angenommen sei. Drei Tage nachher machte sich der Vater auch schon auf den Weg, seine Tochter nach G. zu begleiten. Yvonne sprach wenig auf der Reise. Aus dem heiteren, lebenslustigen Mädchen war ein stilles, etwas mürrisches geworden. Selbst der herzliche Empfang der guten Schwestern in G. war nicht imstande, sie aus ihrem tiefen Sinnen herauszureissen. Nun musste sie sich auch noch an die Hausregeln und strenge Disziplin gewöhnen, wie sie in den Missionsschulen herrschen. Das wurde für sie, die an Ungebundenheit gewohnt war, eine bittere Notwendigkeit. Nur widerwillig ging sie zur Klasse, nur widerwillig zum Gebete. Die guten Schwestern verstanden es aber doch, mit teilnehmender Geduld allmählich das harte Aeussere des Charakters ihrer neuen Schülerin zu brechen. Es dauerte auch nicht lange, bis die frühere Lebhaftigkeit ihres Temperamentes wieder zum Vorschein kam. Yvonne nahm wiederteil an allen Spielen und gewann bald die Herzen ihrer Erzieherinnen sowohl als auch ihrer Mitschülerinnen. Von anfang an hatten die Schwestern in dem jungen Mädchen aussergewöhnliche Talente wahrgenommen. Sie gaben sich der stillen Hoffnung hin, sie einmal als Postulantin in ihren Orden aufnehmen zu dürfen.

Yvonne hatte bald die Pläne der guten Schwestern durchschaut. Ein überlegenes Lächeln war ihre Antwort. Sie hatte ja nur ein Ideal: ihre Studien beenden, — in die Welt zurückzukehren — einen reichen, einflussreichen Mann heiraten — eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen und des Lebens Freuden geniessen bis auf die Hefe. Aber: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Das sollte auch Yvonne bald erfahren. Ein unscheinbares Ereignis trug dazu bei, ihren Ausblick aufs Leben vollständig zu ändern und ihre wärmsten Hoffnungen auf irdische Grösse mit einem Schlage zu zerstören.

Es war Feiertag in der Mission. Der Hochwürdigste Herr Bischof war selbst gekommen, die Hl. Messe zu lesen in der Hauskapelle der Schwestern. Der Chor der Kinder trug wesentlich zur Erhöhung der Feierlichkeit bei. Freude herrschte in der Mission. Die Kinder besonders freuten sich, den ganzen Tag bei Spiel und Sport zubringen zu können. Yvonne war von ihrer Vorsteherin in die Küche beordert worden, um der

Küchenschwester bei der Vorbereitung des Festmahles zu helfen. Wohl hatte sie sich dem Befehle unterworfen, aber nur mit Widerwillen; denn wie gerne hätte sie gerade den ganzen Tag bei Spiel und Unterhaltung zugebracht. Die Küchenschwester merkte wohl die Verstimmung ihrer Gehilfin und versuchte diese durch mancherlei unschuldigen Scherz aufzuheitern. So verstrich die Zeit ohne dass man es recht merkte. Plötzlich ertönte die "Engel des Herrn" Glocke. Wenige Minuten nachher begaben sich die Schwestern in den Speisesaal. Die Suppe war bereits aufgetragen. In der Küche war man damit beschäftigt, die übrigen Gerichte auf grossen Platten zu garnieren. Neben dem Küchenofen lag friedlich schnurrend ein kleines Kätzchen. Die Küchenschwester beugte sich, nahm das Kätzchen sachte in ihre Hand, streichelte es ein wenig und legte es dann in eine tiefe Schüssel und verschloss dieselbe mit einem Deckel. Dann verschwand sie mit der Schüssel und Kätzchen in der Richtung des Speisesaales. Yvonne wartete ganz gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Kaum war die Schwester in die Küche zurückgekehrt, da brach im Speisesaal der Schwestern eine Explosion von heiterem Gelächter aus. Die rechte Würze war nun dem Essen beigegeben. Die Heiterkeit unter den Schwestern nahm schier kein Ende. Yvonne wunderte sich und sann und sann. Hatte sie sich doch das Ordensleben so geschmacklos vorgestellt und so ganz leer an äusseren Freuden und Vergnügungen. Und heute entdeckte sie auf einmal, dass solche reine, unschuldige Freude und Heiterkeit, wie sie dieselbe bei den Schwestern wahrnahm, bei den Kindern der Welt nicht gefunden werden kann. Im Geiste eilte sie zurück zu jenen Abenden in P, da sie auf der Theaterbühne stand, ganz berauscht vom Beifall der Menge. Noch dröhnte in ihren Ohren der Sirenengesang des Lobes und der Anerkennung ihrer Bewunderer. Und doch — wie war in den darauffolgenden Tagen ihr Herz so wund, so leer gewesen. Und wie erschien ihr heute dieser Beifall der Menge so trügerisch und falsch. Schlaflos lag sie an diesem Abend auf ihrem Lager, bis tief in die Nacht hinein nachsinnend über dieses neue Problem. Endlich schlief sie ein.

Es war am folgenden Morgen. Die Schülerinnen waren frühzeitig aufgestanden, um der Hl. Messe beizuwohnen. Auch Yvonne hatte sich in die Hauskapelle begeben. Aber beten konnte sie kaum. Ihre Gedanken waren so verworren, ihr Herz so wehmütig gestimmt. Nur äusserlich folgte sie der hl. Handlung des Priesters am Altare. Plötzlich wurde sie durch die Klingel des Messdieners aus ihrem Sinnen aufgeweckt. Der Augenblick der Hl. Wandlung war nahe. Der Priester hob die heilige Hostie empor. Yvonne's Lippen lispelten leise: "Mein Herr und mein Gott". Dann kam der Augenblick der Hl. Kommunion. Auch Yvonne näherte sich der Kommunionbank und empfing den Heiland in ihr bewegtes Herz. An ihren Platz zurückgekehrt, senkte sie ihr Haupt und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Der Heiland war ihr jetzt so nahe. Jetzt konnte sie ihm ihr Problem vorlegen. "Mein Heiland, gib mir Licht", flehte sie. "Lass mich Deinen Hl. Willen erkennen. Hilf mir, das Problem meines armen Lebens lösen." Da vernahm sie eine Stimme aus ihrem tiefsten Innern: "Mein Kind, gib mir dein Herz. Komm und folge mir". Tränen rollten aus ihren Augen und leise antworteten ihre Lippen: "Herr, sage mir, was ich tun soll." Seliger Frieden erfüllte ihr Herz. Ueberirdische Freude strahlte von ihrem Antlitz.

Noch am selben Tage hatte Yvonne eine Aussprache mit ihrem Seelenführer. Der gute Priester sprach ihr von der Nichtigkeit der irdischen Freuden und der Erhabenheit des Ordensstandes. Er ermahnte sie, eifrig zu beten, damit Gottes Gnade sie weiterführe, dem hohen Ziele entgegen, zu dem er sie auf so wunderbare Weise berufen hatte. Yvonne war überglücklich. Sie konnte kaum die Antwort der Ehrwürdigen Mutter abwarten, die ihre Aufnahme ins Noviziat bestätigte. Wie freudig bewegt war ihr Herz, als endlich der lang ersehnte Brief vom Mutterhaus der Schwestern ankam. Mit welchen Gefühlen des Dankes gegen Gott las sie, dass sie im Juli 1927 ihr Noviziat als Postulantin beginnen dürfe. Am 28. Februar 1929 legte sie schon ihre ersten Gelübde ab. Bald nachher wurde sie in die Missionen des Nord Westens Kanadas zurückgeschickt, wo sie sich seither in unermüdlicher Tätigkeit geopfert hat zur grösseren Ehre Gottes und im Dienste der Kirche und der Armen.

So viel sollte jeder von der Musik verstehen, dass er das verstimmte Instrument seines Innern wieder stimmen könnte. Dann gäbe es wenig Misston in der Welt; aber diese Kunst ist schwer.

*

Es gibt Charaktere, die aus allem einen kleinen Krieg machen möchten. Dabei soll ihnen alles, was sie ausführen und sagen, zum Siege verhelfen. Nicht die Wahrheit, sondern Rechthaberei ist ihr Beweggrund.

*

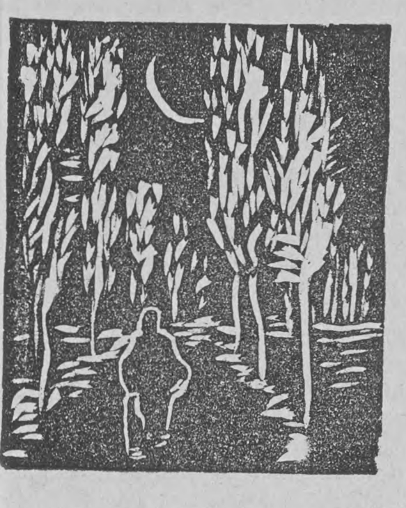
Meide alles Auffällige. Sei freundlich. Ein schönes Benehmen ist ein Schmuck des Lebens, und ein angenehmes Wort hilft über manche Schwierigkeit hinweg.

*

Nicht Hochmut, nicht Leichtsinn — die hat ein jeder Tropf —, doch hoher Mut und leichter Sinn beleben Herz und Kopf.

*

Wenn du was kannst und schaffst es gut,
Hast bald der Nörgler viele —
Bleib' stets dir treu! Hab' frohen Mut:
Nur Können führt zum Ziele!



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Das gewöhnliche Leben der Greisin verfloss in gleichmässiger, immer tiefer werdender Stille. Sie beschäftigte sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod, dem sie ohne Furcht, und, trotz mancher quälenden Leiden und Beschwerden, ohne Ungeduld entgegensah. Sie hatte in ihren letzten Anordnungen das Kloster zum Erben ihres Gutes Soleschau eingesetzt. Das Kloster, in dem Milada erzogen worden war, die, so es Gott und seinen Stellvertretern auf Erden gefiel, bestimmt sein konnte, einst die oberste Leiterin des Hauses zu werden, in das sie vorzeiten als der ärmste Zögling getreten war. Kein Bedürftiger der Gemeinde war im Testament der alten Dame vergessen, und auch keiner ihrer Diener. An sich hatte sie zuletzt gedacht, dann aber recht ausführlich, und das Zeremoniell, das sie bei ihrem Leichenbegängnis beobachtet wissen wollte, genau bestimmt. Die Gruft, die halb verfallen war und für deren Erhaltung sie grundsätzlich nie etwas getan hatte, sollte noch ihre Reste aufnehmen, dann zugemauert und der Eingang mit Erde und Rasen überdeckt werden. Die Leute, die da drinnen liegen, schliessen sich mit Vergnügen von der heutigen Welt ab, meinte sie, ordnete jedoch an, dass die Kapelle, die den Grufthügel krönte, in gutem Stand erhalten werde und immer offen zu bleiben habe, damit jeder, dessen Herz danach verlangen sollte, an der heiligen Stätte ein Vaterunser für die alte Gutsfrau zu sprechen, diesem frommen Bedürfnisse nachkommen könne.

Die Baronin sann jetzt oft darüber nach, wer von den Leuten, denen sie so manche Wohltat erwiesen hatte, den Wunsch empfinden würde, für ihre ewige Ruhe zu beten, und gewöhnte sich, jeden, mit dem sie sprach, darauf anzusehen, ob er wohl zu denen gehöre, die ihrer vergessen, oder zu denen, die ihrer gedenken würden. Und wenn auch nicht ausschlaggebend, war die Bejahung oder Verneinung der Vermutungen, die sie darüber anstellte, doch von grossem Einfluss auf ihre Wertmessung der Menschen.

Eines Morgens, am Tage nach Pavels letztem Klosterbesuch — die Baronin sass bei ihrer Arbeit in der Mitte eines Kanapees, das bequem noch einem halben Dutzend Personen von ihrem Umfang Platz geboten hätte, hinter einem ebenso langen, schwerfälligen Tisch —, öffnete sich die Tür des Zimmers, und Matthias trat ein und meldete:

"Der Holub ist schon wieder draussen."

"Schon wieder? — Meines Wissens kommt er ja nie," sagte die Schlossfrau, und Matthias erwiderte:

"Ja — aber so halt."

"Hm, hm, was will er?"

'Sprechen möcht er."

"Mit wem?"

"Mit freiherrlichen Gnaden."

"Soll kommen," befahl die Baronin, und bald darauf knarrten Pavels schwere Stiefel auf den Parketten.

Er wollte auf die Baronin zugehen und ihr die Hand küssen, wie es sich geschickt hätte, aber der Tisch versperrte den Zugang zum Kanapee, und den wegzuschieben, hätte sich wieder nicht geschickt. So geriet Pavel in einen peinlichen Konflikt der Pflichten, liess in seiner Verlegenheit den Hut fallen und wagte nicht, ihn aufzuheben.

Die Baronin winkte ihm, näher zu treten, stand auf, beugte sich über den Tisch und suchte sich, so gut ihre Schwachsichtigkeit es erlaubte, durch den Augenschein davon zu überzeugen, dass wirklich Pavel Holub vor ihr stand. Dann setzte sie sich wieder und fragte, was ihn herführe.

Er indessen hatte abwechselnd sie und die Strickarbeiten angesehen, die vor ihr lagen und neue und farbenfrische Ebenbilder der Röcklein und Jacken waren, in denen alle armen Dorfkinder herumliefen. Angeheimelt durch den Anblick und gerührt durch den Fleiss der alten gebrechlichen Frau, fasste er sich auf einmal ein Herz

und kam mit seinem Anliegen heraus. Es bestand in der Bitte, die Frau Baronin möge sich gnädigst dafür verwenden, dass man seiner Schwester Milada den Dienst im Kloster erleichtere, sonst könne sie es nicht aushalten und müsse sterben.

"Sterben? Milada sterben?" Die Greisin lachte, war entrüstet, befahl dem impertinenten Dummkopf, der so etwas zu denken wage, dem rohen und grausamen Schlingel, der ein solches Wort über seine Lippen bringe, das Zimmer zu verlassen, rief den Bestürzten, als er gehorchen wollte, wieder zurück und forderte ihn auf, ihr zu erklären, wie er ins Kloster und dazu gekommen sei, Milada zu sprechen. "Aber lüg nicht wie ein Zigeuner, der du bist," setzte sie heftig hinzu.

Pavel erstattete seinen Bericht in äusserster Kürze, jedoch mit einem Gepräge der Wahrhaftigkeit, das wohl den verhärtesten Zweifler überzeugt hätte.

Die Baronin senkte den Kopf immer tiefer auf ihre Strickerei, sie bereute schon ihre Ausfälle gegen Pavel, besonders den letzten. Warum hatte sie ihn einen Zigeuner genannt? Warum ihn damit an das elende Wanderleben, das er in seiner Kindheit führen musste, und zugleich an Vater und Mutter erinnert und ihm sein Unglück zum Vorwurf gemacht? — Pfui, dass sie sich so weit von ihrem Aerger über den Burschen hatte hinreissen lassen, weil er eine unbegründete Besorgnis um seine Schwester geäussert. Nach allem, was die Baronin in der letzten Zeit von ihm gehört hatte, verdiente er eher Lob als Tadel. Hatte Anton, einer ihrer Vertrauensmänner, nicht gesagt: "War Nichtsnutz Holub, aber jetzt macht sich." Hatte der Förster ihn nicht ganz ausserordentlich gerühmt? Hatte nicht sogar der ihm durchaus nicht wohlgesinnte Pfarrer auf ihre Erkundigung nach ihm erwidert: "Es liegt nichts gegen ihn vor" — und sie beschimpfte ihn! . . . Sie, die am Rande des Grabes stand, die bald nicht mehr vermögen würde, einem Menschen wohlzutun, tat noch einem ohnehin Hartgeprüften weh!

"Holub," sprach sie plötzlich, "deiner Schwester fehlt nichts. Troztdem will ich zu deiner Beruhigung und auch ein wenig zu der meinigen morgen ins Kloster fahren. Denn — einen unangenehmen Eindruck machen mir deine eingebildeten Befürchtungen doch, und ich möchte ihn bald loswerden."

Pavels Gesicht strahlte vor Freude. "Wenn die Frau Baronin," sagte er, "sich doch selbst vom Aussehen Miladas überzeugen und bestimmen wollte, dass besser acht auf sie gegeben würde! Wenn die Frau Baronin ihr verbieten liesse, sich weit über ihre Kräfte anzustrengen, wie sie es tut, weil sie sich vorgenommen hat, gar zu schwere Sünder loszubeten — das wäre eine grosse Wohltat, und der liebe Herrgott würde es der Frau Baronin tausendfach vergelten."

Sie lächelte und meinte: "Da hätte der liebe Herrgott viel zu tun, wenn er alle die Wechsel einlösen sollte, die von unbefugten Schatzmeistern auf ihn ausgestellt werden."

"Freilich, freilich," erwiderte Pavel gedankenlos, hob seinen Hut vom Boden auf, sah sich im Zimmer um und erkannte es als dasselbe, in dem er nach dem Federnraube an dem bösen Pfau seine erste Audienz im Schlosse gehabt hatte. Unwillkürlich warf er einen Blick nach der dünnen Schnur an der Decke und sah, dass sie noch immer fest hielt, und dass der vergoldete Kübel bis zur Stunde nicht herabgefallen war. Jede Einzelheit des damaligen Vorganges tauchte vor ihm auf. Er erinnerte sich besonders deutlich der grossen Abneigung, die ihm die Frau Baronin eingeflösst hatte und die in solchem Gegensatz zu der Hochachtung stand, von der er sich jetzt für sie durchdrungen fühlte.

Was hatte sich denn verändert? . . . Sie nicht, sie war dieselbe geblieben, in seinen Augen nicht einmal älter geworden, eine Greisin damals, eine Greisin jetzt. Er war ein andrer, ein reicherer Mensch, nicht mehr der stumpfe, für den es nichts Verehrungswürdiges gibt, weil ihm der Sinn, es zu erkennen, fehlt. Er empfand das mit ziemlicher Klarheit und hätte es gern an den Tag gelegt, hätte sich aber auch gern empfohlen, nachdem sein Geschäft beendet, sein Gesuch angebracht und auf das beste aufgenommen worden war. Ohne Ahnung, dass es ihm zukomme, zu warten, bis er entlassen werde, sprach er:

"Ich will Euer Gnaden nicht länger belästigen, ich sag der Frau Baronin tausendmal vergelt's Gott, und wenn Sie sterben, werde ich für Sie beten."

"So, so?" Sie richtete sich empor. "Wirst du das wirklich tun und andächtig?"

"Sehr andächtig."

"Pavel Holub," sprach die Baronin in freundlichem Tone, "es freut mich, dass du für mich beten willst. — Und jetzt sag mir: mein Feld, das, an dessen Rand deine Hütte steht, hast du es dir wohl recht aufmerksam angesehen — Wie gross schätzest du's?"

"Es wird so seine fünfzehn Metzen haben, nicht ganz drei Hektare," erwiderte Pavel ohne Zögern.

"Ein schlechtes Feld, was?"

"Ja, die Felder dort oben sind alle schlecht. Wenn ich der Verwalter wär, würd ich dort oben nie Weizen bauen."

"Sondern?"

"Hafer oder Korn, und Kirschbäume würd ich setzen, viele, viele."

"So setze Kirschbäume," sagte die Baronin ernst und rasch, "das Feld ist dein."

"Mein — was ist mein?"

"Nun, das Feld, ich schenk es dir."

"Um Gottes willen — mir — das Feld . . ."

Ihm war, als ob alles ins Wanken geriete, der Boden unter seinen Füssen, die Wände, das Kanapee und auf dem Kanapee die Frau Baronin. Er streckte die Arme aus und griff nach einem Stützpunkt in die Luft. "Das grosse, das schöne, das gute Feld . . ."

"Hast du nicht eben behauptet, dass es ein schlechtes Feld ist?"

"Für Sie, aber nicht für mich, für mich ist es ein gutes, zu gutes . . . Um Gottes willen," wiederholte er, "schenken Sie es mir im Ernst, das Feld?"

Die Baronin blinzelte. "Es tut mir leid, Holub, dass ich das Gesicht, das du jetzt machst, nicht recht deutlich sehen kann. Das Blindwerden, mein lieber Holub," fügte sie leicht aufseufzend hinzu, "verdirbt dem Menschen manche Freude. — Geh jetzt und schick mir den Verwalter. Ich will gleich Anordnungen treffen, dass die Schenkung rechtskräftig gemacht werde."

"Rechtskräftig . . . Euer Gnaden . . . sogar rechtskräftig . . ." Pavel kannte sich nicht mehr, sein Entzücken überwand seine Schüchternheit, er stürzte auf den Tisch zu, schob ihn zur Seite, ergriff die Hände der Gutsfrau und küsste sie, und als sie ihm mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, die Hände entzog, küsste er den Saum ihres Kleides und ihre Aermel und ihr Umhängetuch und stöhnte und jauchzte und konnte nicht sprechen.

Ihr wurde, so mutig sie war, ein wenig bang vor diesem entfesselten Sturm. Sie zankte Pavel tüchtig aus und erklärte ihm, alles müsse ein Ende haben, auch Dankbarkeitsbezeichnungen, und wenn er den Verwalter nicht augenblicklich holen gehe, sei es mit der Schenkung nichts.

Das brachte ihn zu sich. In der nächsten Minute war er draussen im Hofe. Vor dem Tor stand die blonde Slava, das Häuslerkind schnöden Angedenkens. Sie diente im Schlosse seit ihrer Rückkehr und war jetzt damit beschäftigt, kecke Turteltauben zu füttern, die sich's nicht einfallen liessen, dem heranstürzenden Pavel auszuweichen; er musste sich in acht nehmen, nicht eine von ihnen zu zertreten. Slava rief ihm einen guten Morgen zu, und er, ganz vergessend, dass es seine schlimmste Feindin war, die zu ihm sprach, erwiderte:

"Ich hab' ein Feld, die Frau Baronin hat mir ein Feld geschenkt."

Die Freundin wurde rot bis unter die Haarwurzeln. "Das ist aber schön," sagte sie, "das freut mich."

Jetzt erst besann er sich, mit wem er redete, und eilte ohne Gruss hinweg.

So ganz andres und Wichtiges ihn auch erfüllte, nebenbei musste er doch daran denken, wie gut das Rotwerden ihr gestanden hatte, welch ein bildhübsches Mädchen sie war, und dass es nicht recht sei vom lieben Herrgott, einer so schwarzen Seele Wohnung aufzuweisen in einer so holden Hülle. Jeder Unbefangene musste dadurch irregeleitet werden. Zum Glück war Pavel kein Unbefangener, ihn vermochte der Schein nicht zu täuschen. Er kannte diese Slava, und ob ihre Lippen sich im Sprechen bewegten, ob sie von lieblichster Sanftmut umschwebt aufeinander ruhten, er konnte sie nicht ansehen, ohne der Stunde zu gedenken, in der sie sich geöffnet hatten, um ihn dem Hohn und Spott preiszugeben mit der grausamsten Frage: "Fahrst zum Vater oder zur Mutter? . . . Verzeih allen —hatten Milada und Habrecht gesagt, und er, wahrlich, er wollte es tun; aber der gemahnt wird, zu verzeihen, wird er nicht auch zugleich an das gemahnt, was er zu verzeihen hat?

Die Erinnerung bildete die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und jenen, mit denen Frieden zu schliessen seine liebsten Menschen ihn beschworen.

Die Frau Baronin hielt Wort; die Schenkung wurde rechtskräftig gemacht, Pavel war ein Grundbesitzer geworden. Das unerhörte Glück, das ihm vom Himmel gefallen, trug allerdings nichts bei zur Verminderung seiner Unbeliebtheit. Niemand gönnte es ihm; sogar Arnost hatte, als ihm Pavel die grosse Nachricht gebracht, den Mund verzogen und gefragt: "Wie kommst du dazu?" Auch der Förster und Anton äusserten im ersten Moment mehr Ueberraschung als Teilnahme. Was den Verwalter betraf, so sprach er der Frau Baronin gegenüber unverhohlen aus, sie habe sich von ihrer Grossmut leider hinreissen lassen. Das Geschenk sei ein viel zu namhaftes und müsse in der Dorfbewohnerschaft Neid gegen den Empfänger erregen und Missmut gegen die Spenderin.

Die Frau Baronin begnügte sich damit, diese Aeusserungen der Unzufriedenheit ihres ersten Würdenträgers zur Kenntnis zu nehmen; als jedoch der Herr Pfarrer dasselbe Lied anstimmte und von edlen, aber gar zu spontanen Entschlüssen der Frau Baronin sprach, entgegnete sie: die Schenkung an Pavel Holub sei die Frucht eines von ihr ausnahmsweise langgehegten Entschlusses und durchaus keine zu grossmütige, sondern die genau entsprechende Spende für einen braven, vom Schicksal bisher vernachlässigten Burschen, der überdies der Bruder der mutmasslich zukünftigen Oberin eines Klostes sei.

Hierauf schwieg der geistliche Herr.

Aus dem Kloster war die Frau Baronin nach mehrtägigem Aufenthalt ganz vergnügt zurückgekehrt, hatte Pavel rufen lassen, ihm zahllose Grüsse von seiner Schwester gebracht, ihn wegen seiner Sorgen um sie beruhigt und mit unendlicher Liebe und mit unendlichem Stolz von ihr erzählt. Die alte Frau wurde förmlich schwärmerisch in ihrer Begeisterung über das "Kind". Der Allgütige selbst hatte ihr, der alten müden Pilgerin, das Kind gesandt, damit es ihr die letzten Lebensjahre erhelle und ihr die Pforten seines

Himmels öffne.

"Mache dich einer solchen Schwester würdig," schärfte sie Pavel ein, und er fasste die besten Vorsätze, nach diesem Ziel, das ihm das denkbar höchste erschien, zu streben, konnte aber den geheimen Zweifel, ob er auch jemals imstand sein werde, es zu erreichen, nicht loswerden. Doch kämpfte er redlich und wünschte heiss, dass die Frau Baronin und dass seine Schwester nur noch Gutes von ihm zu hören bekämen. Eine grosse Aengstlichkeit um seinen Ruf begann sich seiner zu bemächtigen. Die Sehnsucht, gelobt zu werden, die Freude an der Anerkennung erwachte in ihm, und er ahnte nicht, dass sie ihn so schwach machte, wie einst sein Trotz gegen die Menschen und seine herausfordernde Gleichgültigkeit gegen ihr Urteil ihn stark gemacht hatten.

"Wer kann mir was nachsagen?" wurde seine stehende Redensart. Ein scheeler Blick, ein rauhes Wort vermochten den sonst gegen die rohesten Aeusserungen der Missgunst Gefeiten zu beleidigen; der Neid, den sein Besitztum erregte und der ihm in früheren Tagen die Freude daran gewürzt hätte, verdarb sie ihm jetzt. Sein Feld wurde zum Räuber seiner Ruhe und seines Schlafes, seine geliebte Qual. Sooft er es nach kurzer Trennung wiedersah, war es in irgendeiner Weise geschädigt worden, und er brachte, um es zu verteidigen, die Energie nicht auf, mit der er dereinst seine Ziegel verteidigt hatte. Er wollte nicht, dass der Frau Baronin zu Ohren komme, er habe sich wieder aufs Prügeln eingelassen, und überhaupt sollte sie nie erfahren, wie sehr das Geschenk, das sie ihm gemacht hatte, ihm missgönnt wurde.

Einmal fand er einen Teil des magern, auf seinem Felde stehenden Weizens noch grün abgemäht. In der nächsten Nacht passte er den Uebeltätern auf, die auch wirklich in Gestalt einiger mit Sicheln bewaffneter Weiber und Kinder wiederkamen. Pavel begnügte sich damit, ihnen die Sicheln und die Grastücher abzunehmen und trug diese am nächsten Morgen zum Bürgermeister. Der zeigte sich erfreut über Pavels gesetzmässiges und schonendes Vorgehen, versprach, den Schaden erheben zu lassen und das Diebsvolk zur Zahlung anzuhalten. Drei Wochen später lagen die Sicheln und Grastücher aber noch immer beim Ortsvorsteher, weil die Mittel, sie einzulösen, fehlten. Pavel ersuchte endlich selbst, sie ihren Eigentümern zurückzugeben, unter der Bedingung, dass die Leute zu ihm kämen, um sich bei ihm zu bedanken. Es geschah nur allzugern; das war ein neuer, ein guter Spass, so wohlfeil durchzuschlüpfen und sich dann zu bedanken beim "Gemeindekind". Alle, die den Scherz mitgemacht hatten, fanden ihn so lustig, dass sie beschlossen, sich ihn bald wieder zu gönnen.

Die Diebereien hörten nicht auf, und Pavel fuhr fort, sich ihnen gegenüber erstaunlich wehrlos zu zeigen, während er anderseits eine ausserordentliche Tatkraft entfaltete.

Er hätte sich vervielfältigen, an zehn Orten zugleich sein und an jedem seinen Mann stellen mögen. Er rigolte einen Teil seines Feldes und bereitete es vor zur Aufnahme der Kirschbäumchen; er half dem Schmied, wo er konnte; der Förster verliess sich beim Anlegen der Waldkulturen auf niemanden so gern wie auf ihn, und meinte, das Forstwesen wäre Pavels eigentliches Fach gewesen, wenn er sich ihm von Jugend auf hätte widmen können. "Und was für ein Schmied wäre er geworden, wenn er etwas gelernt hätte!" sagte Anton. "Aber ein Gemeindekind lässt man nichts lernen; die Grundlagen fehlen, und beim Anfang anzufangen ist es jetzt zu spät. Er wird sich mit dem schlechten Feld plagen bis an sein Ende und doch nichts Rechtes herausbringen."

Diese Prophezeiung betrübte Pavel — ihn im Glauben an sein Feld zu erschüttern vermochte sie nicht. Er bestellte den alten Virgil, der sich seinem Pflegesohn, wie er ihn nannte, mit Haut und Haar geschenkt hatte und tagelang neben Lamur auf seiner Schwelle hockte, zum Hüter seines Grundbesitzes, und Virgil übernahm das Amt freudig, vermochte jedoch nicht mehr, es zu versehen. Vor seinen Augen vollzog sich Frevel um Frevel an Pavels Eigentum. Die Vorwürfe, die Virgil deshalb hören musste, nahm er mit einem verschmitzt-schalkhaften Lächeln hin und sprach:

"Geh, Pavlicek, was liegt dir an dem Krempel? Du kannst ihnen bald die ganze Geschichte hinwerfen, wirst bald ganz andere Grundstücke haben."

Pavel geriet in Zorn, verwies ihm solche Reden und wendete sich rasch ab, um den Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn hervorbrachten.

Der Alte wurde immer aufgeräumter; sein schwaches Lebensflämmchen schien neu aufzuflackern, indes der Sommer hinwelkte. Ein Wunder, das ihn beglückte, war im Begriff, sich zu vollziehen. Er, der gebrechliche Greis, sollte den jungen starken Peter überleben. Ja, das war das einzige, das ihn freute, er sollte den Peter überleben. Der Arzt machte kein Geheimnis daraus, dass er ihn aufgegeben hatte. Alle Leute wussten es, nur Vinska wollte es nicht glauben, und der Kranke selbst sagte: "Ich werde gesund, sobald ich mich ausgehustet habe."

Peter kämpfte tapfer mit dem Tode; je näher der ihm kam, desto mutiger wehrte er sich.

"Nützt alles nichts," vertraute sein Schwiegervater jedem, der es hören wollte, an, "der erste Frost nimmt ihn doch mit, der Herr Doktor hat es ihm gesagt" — und Virgil konnte den ersten Frost kaum erwarten.

Eines frühen Morgens, im Oktober, schallte der Klang des Zügenglöckleins durch das Dorf. An ein Fenster der Grubenhütte wurde geklopft, und Lamur schlug an. Pavel fuhr aus dem Schlafe; die Tür seiner Stube war geöffnet wor-

den. Virgil stand da, das Gesicht brennrot, die mit einem Rosenkranz umwundenen Hände auf den Stock gestützt, und sprach:

"Was sagst dazu, Pavlicek? Die Vinska ist eine Wittib."

18

Der Winter in diesem Jahr trat gleich im Anfang mit ungewöhnlicher Kälte und ungewöhnlicher Reinlichkeit auf. Der Schnee, der einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch in kleinen dichten Flocken aus massigen Wolken niedergewirbelt war, blieb silberweiss liegen; auf den Fahrwegen bildeten sich glatte Schlittenbahnen, und schmale Fusspfade liefen glitzernd von Haus zu Haus und am Rande der Felder hin. An der Hütte Pavels vorbei schlängelte sich der meist benützte von allen, der Pfad, den die Holzknechte auf ihren jetzt regelmässigen Gängen in den herrschaftlichen Wald ausgetreten hatten. Wenn sie am Morgen an ihre Arbeit gingen, trafen sie Pavel schon an der seinen, und wenn sie gegen Abend aus der Arbeit kamen, schien der unermüdliche Bursche gerade auf dem Punkt angelangt, auf dem der Fleiss zum Hochgenuss wird, zur seligen Besessenheit. Sie blieben dann meistens vor seinem Gärtlein ein wenig stehen, sahen ihm zu und wechselten ein paar Worte mit ihm. Einmal tat Hanusch, der Roheste unter den Rohen, als ob er nicht imstande wäre, zu erkennen, was für ein Ding das sei, mit dem Pavel sich plagte.

"Ein Dachstuhl wird's," erklärte dieser.

"So? baust noch ein Grubenhaus?"

Nein, kein Haus, einen Stall beabsichtigt er im nächsten Frühjahr zu bauen.

"Und was willst einstellen?"

"Werdet schon sehen," lautete Pavels Antwort, und Hanusch brach in ein Hohngelächter über seine Geheimnistuerei aus und rief, indem er den viereckigen Kopf zur Seite neigte und mit dem Pfeifenrohr nach den übrigen deutete:

"Die werden's sehen, ich weiss's schon. Wettest um ein Seidel, dass ich's weiss?"

Das Gekicher der andern bewies, dass sie eingeweiht waren in den versteckten Sinn der Behauptung ihres Gefährten. Pavel aber kümmerten diese elenden Neckereien wenig, und er sandte ihren Urhebern, wenn sie sich endlich trollten, höchstens ein gelassenes: "Hol euch der Teufel!" nach.

Der Holzknechte wegen wäre es ihn nicht eingefallen, den an seinem Wohnort vorbeiführenden Fussteig zu verwünschen. Er verwünschte ihn aus einem viel triftigeren Grunde. Auf diesem Fussteig kam jetzt ein-, auch zweimal die Woche Mägdlein Slava dahergewandert, als Botin der Frau Baronin an den Oberförster. Der alte Herr war krank gewesen, erholte sich langsam, und zur Unterstützung der Fortschritte seiner Rekonvaleszenz sandte ihm die gnädige Frau allerlei gute Sachen: edlen Wein aus ihrem Keller, feine Rehrücken, kräftige Hammelkeulen, und meistens war Slava die Ueberbringerin dieser Leckerbissen. Pavel bemerkte mit Verdruss, dass sie den Schritt verlangsamte, wenn sie in die Nähe seines Gärtleins kam und seine Ansiedlung neugierig betrachtete. Was hatte sie zu betrachten, was hatte sie sich um seine Ansiedlung zu kümmern? In guter Absicht geschah es gewiss nicht. Er gefiel sich darin, sein Vorurteil gegen sie zu nähren, er überredete sich unter anderm, dass sie die Anführerin der Kinder gewesen war, die ihm einst seine Ziegel zertreten hatten. Sie auf der Tat zu ertappen, war ihm allerdings nicht gelungen; aber das bewies keineswegs ihre Unschuld, es zeigte nur, dass sie sich darauf verstanden, rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, und die von ihr Verleiteten im entscheidenden Augenblick treulos verlassen hatte. Wie von ihr an ihren Spiessgesellen, so war hundert- und hundertmal von den Genossen seiner Bubenstreiche an ihm gehandelt worden. Er wusste, wie es tat, in der Patsche steckengelassen zu werden. Nachträglich noch hätte er für sein Leben gern den Verratenen eine Genugtuung verschafft, sollte sie auch nur in einem an die Verräterin gerichteten Vorwurf bestehen. Gewöhnlich verbiss sich Pavel, wenn er Slava von weitem erblickte, derart in seine Beschäftigung, dass es nichts zu geben schien, wichtig genug, ihn darin zu unterbrechen.

Einmal machte er aber doch eine Ausnahme.

Da kam sie daher mit ihrem Henkelkorbe, leichten Ganges, vom Sonnenlicht umflossen, die Hexe. Sie trug ein dunkles Wolltuch um das von der Winterkälte rosig angehauchte Gesicht geknüpft, eine gut gefütterte und doch ungemein zierliche Jacke, ein faltenreiches Röcklein, das bis zu den Knöcheln reichte, blau, mit weissen Sternchen besät, und hohe Stiefel an den schlanken Füssen, unter denen der Schnee knisterte. Und munter und frisch war sie, dass es ein Vergnügen hätte sein müssen, sie anzusehen, wenn einem das Herz nicht voll des Grolls gegen sie gewesen wäre.

Bei der Umzäunung der Grubenhütte angelangt, hemmte sie, wie sie pflegte, den Schritt und musterte das Häuschen vom Grunde bis zum Firste.

Plötzlich richtete Pavel sich von seiner Arbeit auf, warf die Hacke hin und, auf das Mägdlein zuschreitend, sprach er: "Was schaust?"

Und sie, überrascht, aber nicht im mindesten erschrocken, wurde sehr rot und erwiderte: "Was soll ich schauen?"

"Nichts," versetzte Pavel unwirsch, "gar nicht schauen sollst, weitergehen sollst."

Das schien jedoch keineswegs ihre Absicht, vielmehr hatte sie sich dem Zaun genähert, und da Pavel dies seinerseits auch getan, standen sie ziemlich nahe aneinander. Sie, in der ganzen Zuversicht ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihres Frohsinns; er in seiner befangen machenden Erbitterung gegen sie, gegen ihre lügenhafte Anmut und Holdseligkeit.

Slava hatte ihren Korb neben sich auf den Boden gesetzt und bewachte ihn fortwährend mit ihren Blicken, als ob sie fürchte, dass er davonlaufen werde, sobald sie ihn aus den Augen liesse. Mit gesenkten Lidern und leise bebenden Lippen sagte sie: "Ich schau das Haus an, weil ich mich nicht getrau, dich anzuschauen."

Pavel zog die Brauen finster zusammen und murmelte etwas von einem "bösen Gewissen".

Da wurde sie wieder rot: "Wer hat ein böses Gewissen?"

"Der fragt."

"Ich? . . . warum hätte denn ich ein böses Gewissen?"

Die geheuchelte Treuherzigkeit, mit der diese Frage gestellt war, empörte ihn, und während tausend brennende Ausdrücke für seinen Zorn sich ihm auf die Lippen drängten, plumpste er heraus mit dem schwächsten, dem kindischsten: "Hast du mir nicht meine Ziegel zertreten?"

Das Mädchen erhob die Augen, ihr Blick ruhte voll und hell auf ihm: "Wann soll ich das getan haben? . . . das hab' ich nie getan."

"Lüg nicht," herrschte er sie an.

"Ich lüg nicht," erwiderte sie, "warum soll ich lügen? Ich hab's nicht getan und damit gut."

Er glaubte ihr, er konnte nicht anders, als ihr glauben, und schon etwas besänftigt, fuhr er fort: "Bist du mir nicht nachgelaufen mit einem Stein in der Hand?"

"Aber Pavel, wer wird sich denn merken, was ein dummes Kind getan hat. Was hast du nicht alles getan?" Sie schlug leicht und zierlich mit der Hand in die Luft: "So was vergisst man. Ich bitte dich, Pavel, vergiss das."

Er schwieg; es überkam ihn wie Scham über sein allzu treues Gedächtnis. Hatte sie nicht recht? — So was vergisst man. Von Verzeihen, ja von Dankbarkeit gegen die Urheber unsrer Prüfungen hatte Milada gesprochen, vom Vergessen der Beleidigung — nicht. Um ihm davon zu sprechen, von diesem gründlichsten Heilmittel, hatte die kleine nichtsnutzige Feindin kommen müssen.

Sie sagte noch ein paar freundliche Worte, beugte sich, hob ihren Korb auf und setzte ihre Wanderung fort.

Pavel blieb allein mit Lamur, mit seiner Arbeit und mit seinen Gedanken. — Vergiss, dann brauchst du nicht zu verzeihen! Vergiss, dann hast du auch keinen Grund, dir etwas darauf einzubilden, dass du verziehen hast. Wenn man's nur träfe! Er besann sich, dass er es einmal getroffen hatte, der hübschen Widersacherin gegenüber, damals, als er aus dem Schlosse gestürzt kam, voll des Glückes über das grosse Geschenk der Frau Baronin. Und was einmal zufällig und unwillkürlich gelang, sollte es nicht wieder gelingen können, freiwillig und mit gutem Bedacht?

Bei ihrem nächsten Gange zum Forsthause hielt Slava abermals eine Zwiesprache mit Pavel, und seine erste Frage an sie war:

"Wenn du kein schlechtes Gewissen gegen mich gehabt hast, warum hast du dich gefürchtet, mich anzuschauen?"

"Weil du immer so verdriesslich gewesen bist und schreckliche Augen auf mich gemacht hast. Das mag ich nicht, ich hab's gern, dass man fröhlich ist und mich freundlich ansieht."

Mit diesem "man" meinte sie nicht etwa ihn allein, sie meinte jeden. Pavel täuschte sich nicht lange darüber. Es war ein Teufelchen der Lustigkeit in ihr, das sie antrieb, den Ernst zu bekämpfen, wo immer sie ihm begegnete. Und diese Lustigkeit, die fast bis an die Grenze der Ausgelassenheit gehen konnte, verbunden mit den hohen Ehren, in denen sie ihr nettes Persönchen hielt, und ihrem jungfräulich züchtigen Wesen machte ihren von jung und alt empfundenen Zauber aus.

Auf niemanden jedoch wirkte er unwiderstehlicher als auf Arnost; den hatte sie völlig umstrickt, und er machte Pavel gegenüber weder ein Hehl aus seinen Liebesschmerzen, noch aus seiner Eifersucht auf ihn. Als in verständiger, mit praktischem Sinn ausgerüsteter Bursche fand er nichts erklärlicher, als dass Slava den Inhaber eines Hauses und eines Feldes ihm, der nur ein Haus und den dazu gehörenden kleinen Gemeindeanteil besass, vorziehen müsse.

Dass Pavel in die Reihen der Bewerber um die Gunst oder die Hand des hübschen Mädchens zu treten beabsichtigte, schien ihm so ausgemacht, dass er nicht einmal danach fragte, und sein Freund, dem er das zu verstehen gab, und der schon hatte sagen wollen: "Bist ein Narr, ich denk nicht an sie, sie ist mir gleich wie nur was," verschluckte diese Antwort; denn — er wollte nicht lügen.

Gleichgültig war sie ihm nicht, sie hatte es auch ihm angetan. Nicht wie dem Arnost; von einem blinden Verliebtsein war bei ihm keine Rede, aber warm machte ihn ihre Nähe, und überaus gut gefiel sie ihm, und überaus lieb wäre es ihm gewesen, wenn er den Zweifel hätte loswerden können, der sich in ihrer Gegenwart immer wieder meldete und eine gewisse bange, unbestimmte Erwartung: "Jetzt und jetzt wird sie etwas tun, das mir ans Herz greifen und mir die Freude an ihr verderben wird."

Ein andres Bedenken, das ihn früher schwer gepeinigt hatte, war er ganz losgeworden, das: Wird mich denn eine Ordentliche nehmen? Wird eine Ordentliche unter einem Dache mit meiner Mutter leben wollen? Nun, die Slava war eine Ordentliche und liess ihn merken, dass sie ihn nehmen würde, obwohl sie recht gut wusste, dass die Mutter heute oder morgen heimkehren und Aufnahme finden werde bei ihrem Sohn. Sie fragte ab und zu nach ihr und sprach einmal:

"Eine Mutter bleibt halt doch immer eine Mutter, sie soll sein wie sie will, wenn man nur eine hat. Ich hab' keine."

Pavel begrüsste sie nun stets sehr artig, machte nie mehr schreckliche Augen "auf sie", verhielt sich aber, was auch in seinem Innern drängte und gärte, äusserst zurückhaltend gegen die Kleine, während Arnost vor ihr in Weichheit zerschmolz oder in Flammen aufloderte. Der verliebte Bursche war immer genau unterrichtet von jedem ihrer Schritte, und immer traf sich's, dass er an den Tagen, an denen sie einen Botengang ins Forsthaus unternahm, zufällig just nichts zu tun hatte und sich Pavel zur Verfügung stellen konnte, um ihm bei seiner Arbeit behilflich zu sein. Kam die Erwartete dann, so fand sie die zwei an den Zaun gelehnt und ihrer harrend. Wer es in grösserer Sehnsucht tat, ob der Ernste, Verschlossene, ob der andre, sie wusste es nicht. Sie benahm sich gegen beide gleich herzlich, gleich kameradschaftlich, sprach aber mehr mit Arnost, weil sich der viel besser auf Scherzen und Necken verstand.

Nach Weihnachten brachte Slava einmal eine Kunde aus dem Schlosse, durch die alle eingeschlummerten Sorgen Pavels um seine Schwester wieder wachgerüttelt wurden. Milada war krank gewesen, die Frau Baronin hatte neuerdings einen Besuch im Kloster gemacht und war von neuem getröstet heimgekehrt. Es ging besser, versicherte sie, es ging gut. Dennoch hatte sie sich von "ihrem Kinde" nicht leicht getrennt, gedachte bald zu ihm zurückzukehren und dann mehrere Wochen, als Gast der Frau Oberin, im Kloster zu verweilen. Vorher aber — liess sie Pavel sagen — wolle sie ihn noch sprechen.

Er beeilte sich, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, fand die alte Dame gebeugt und unruhig und, je mehr sie das war, desto bemühter, sich Frieden zu erringen und den der andern nicht zu stören.

Die Baronin gab Pavel das Versprechen, ihm unmittelbar nach ihrem Eintreffen in der Stadt eine Zusammenkunft mit Milada zu erwirken, und nahm dafür sein Wort in Empfang, dass er sich um eine solche nicht auf eigene Hand bemühen werde.

Er schrieb an Milada, erhielt einige schöne, tröstliche Zeilen, wartete auf die Abreise der Frau Baronin, und als diese erfolgte, auf die Berufung zu seiner Schwester. Sein Herz war schwer und wurde nur etwas leichter, wenn es ihm gegönnt war, sich an dem Anblick des holden Mädchens zu laben, das Arnost und er nicht mehr anders als die "Goldamsel" nannten.

Die Zeit kam, in der er es töricht zu finden begann, sich länger gegen die in ihm aufkeimende Neigung zur Wehr zu setzen. Dass Slava eine besondere Liebe für ihn hege, bildete er sich nicht ein, doch zweifelte er nicht, dass sie, wenn Arnost und er um sie freiten, ihm den Vorzug geben und, einmal verheiratet, ein braves Weib sein werde, wie sie ein braves Mädchen war. Aus Rücksicht für den Freund auf sie zu verzichten, der Gedanke flog ihm allerdings manchmal durch den Sinn; aber diese Regungen der Grossmut verminderten sich in dem Masse, als sein Wohlgefallen an dem munteren Ding wuchs und wuchs.

Gegen Arnost war er so aufrichtig, wie dieser gegen ihn.

"Wie lieb du sie hast, ich hab' sie lieber," sagte Arnost.

"Was nützt das, wenn sie mich nimmt," sagte Pavel. "Und ich werd sie nächstens fragen, ich will auch einmal glücklich sein."

Arnost erwiderte: "Frag sie." — Sein Entschluss war gefasst. Am Tage, an dem Pavel das Jawort Slavas erhielt, wollte er die Hütte, in der er seit dem Tode seiner Mutter allein hauste, verkaufen und Soldat werden. Es ist kein schlechtes Leben beim Militär, besonders für einen, der es, wie Arnost, schon nach zweimonatlicher Dienstzeit zu einer Charge gebracht hat.

Eines nebeligen Januarvormittags kam er in höchster Aufregung zu Pavel und teilte ihm mit, heute mache die Kleine ihren letzten Besuch beim Oberförster, er sei gesund, die Sendungen aus dem Schlosse hörten auf.

Arnost stand der Angstschweiss auf der Stirn, in seiner Brust ging es zu wie in einem Pochwerk. "Ich halt's nicht mehr aus," sagte er. "Heute musst du reden, oder ich rede."

"So red," sagte Pavel, "ich werd aber auch reden."

Sie sahen einander mit Augen an, aus denen der Hass funkelte, und gingen hinter dem Zaun hin und her wie zwei Löwen im Käfig. Lamur sass auf der Schwelle, schwarz und hässlich, und beobachtete in stiller Verachtung die beiden von der Leidenschaft gequälten Menschenkinder.

Nun brach ein breiter Sonnenstrahl durch den weissen Dunst, der ringsum auf den Feldern und Wegen lagerte, und verwandelte ihn in licht und farbig glitzernden Duft, von dessen durchsichtigen Schleiern umwoben die kleine Slava herannahte, an diesem Tage, gerade an diesem, an dem die feindlichen Freunde ein Wort im Vertrauen an sie zu richten gedachten, nicht allein.

Sie hatte eine Begleiterin mitgenommen — die Vinska.

Arnost und Pavel entdeckten es zugleich, und der erste rief und der zweite murmelte: "Verwünscht!"

Ein kleines Stück Weges hinter dem jungen Weibe und dem jungen Mädchen kam die Schar der Holzknechte. Sie gingen heute so ungewöhnlich spät in den Wald, weil gestern Sonntag gewesen war und weil ein Holzknecht, der sich achtet, "am Montag früh immer Feierabend macht," wie Hanusch zu sagen pflegte.

Vinska schien es für nötig zu halten, ihr Kommen dadurch zu erklären, dass sie mit dem Herrn Oberförster wegen des Ankaufes von Hauholz sprechen müsse und sich Slava angescholssen habe, weil sich's zu zweien doch immer besser gehe.

(Forsetzung folgt)



Why Do They Do It?

By Lawrence Voisin, S.J.

I have had some odd questions from the Question Box in my catechism class. Twenty-nine boys of 12 or 13 years have some unusual problems. Most of the questions betray lack of knowledge, some merely curiosity. But here was one that showed perplexity: "Father, why do people curse and swear?"

It looked easy enough at first glance but when I tried to formulate a definite answer it was not so simple. I looked at the array of books on my desk—catechisms, apologetics, Radio Replies, ponderous tomes of theology. There would be no help from them. I was nonplussed. Exactly why do people curse, or swear, or blaspheme?

Now if my puzzled questioner had asked me why people commit gluttony or murder, detraction or calumny, or any other of the long catalogue of sins handed down to us with original sin, I would not have hesitated long over the answer.

But why profanity? Injustice, theft, murder are more easily accounted for. Selfish, avaricious man, until the end of time will keep trying to fill his greedy hands. He will steal and defraud if he thinks he can do so with impunity. He will even murder to satisfy his grasping greed or his all-consuming hate. But how does a man profit by profane speech? Has it ever increased his wealth by a single coin, ever satisfied a single want?

It is fairly easy to explain gluttony, drunkenness, lust, sensuality. Man readily goes to excess in food and drink, or to anything to which pleasure is attached. But what pleasure attends profane language? Has it ever made anyone happier? Has it ever lightened one burdened heart, ever relieved one troubled mind?

I went through the rest of the capital sins — anger, envy, sloth, covetousness, pride. They are called capital sins because all the rest flow from them as from their fountainhead. Does profanity come from any of these? Anger, it is true, can make a man lose control of himself so that he will utter the most violent language. Anger and envy can stir up hatred so strong, so deep-rooted that a man will curse his fellowman, may wish to see him dead or even damned. Misfortunes, disappointments, sickness, disease may cause a man to doubt the providence of God, to blaspheme, to curse his Creator. But this reason does not go deep enough. It does not explain the deliberate profanity, the callous blasphemy, the flippant irreverence or the careless oath.

Can it be that our language is so povertystricken that man must resort to profanity to express his bruised feelings? That can hardly be the explanation. Our poets and dramatists can express the strongest passions and emotions in language artistic and beautiful. Even our modern newspapers and radios can give vent to the most powerful feelings and yet avoid not only profanity but even minor vulgarity.

I was still far from answering that question. I could only conclude that, though all sin is senseless, surely the most senseless of all is profanity. While I was pondering over the problem I suddenly remembered a text from St. Matthew's gospel, and that text recalled another from the same gospel. I looked up the verses. "From the heart come forth .... blasphemies" (Matt. 15:19), for "out of the abundance of the heart the mouth speaketh." (Matt. 12:34.) Our Lord Himself has answered our question.

The man who has irreverence for God in his heart is quick to have irreverence for God on his lips. The man who does not fervently call on God as "Our Father" is likely to blaspheme and curse Him. The man who does not realize that he depends on God for the very breath of life will

insult and abuse Him by outrageous speech. The man who does not love Christ as his Redeemer will use His Holy Name with disrespect. The man who does not reverence in his heart the law of God will let hatred, anger and envy so overrule his mind that he will curse his fellowman and blaspheme his God.

So I had the answer at last. The reason why man uses profane language is irreverence of heart. Irreverence is the insidious poison that diseases the heart and the mind of man.

And the antidote to the poison? Reverence of heart! That means elevation of the heart and the mind to God when we pray, not a meaningless recital of words. It means attention at Mass as well as attendance, attention of heart and mind. It means adorations of heart when the knee is bent in genuflection and when the head is bowed at benediction. It means a greater love of Christ, a deeper appreciation of the Fatherhood of God and the Brotherhood of Christ.

The Fatherhood of God.... yes, our Father, our creator, the giver of all good things, our support for every second of every hour we live, and—let us not forget it—our judge, the judge of every idle word we speak.

The Brotherhood of Christ.... yes, our Brother, our Saviour, our greatest benefactor, our best friend, whose name we fail to respect.

But these are not quite enough. The two greatest helps of all are a lively realization at all times and the frequent reception of Holy Communion. To walk constantly in the presence of God, to feel that the all-seeing eye of God our judge is watching our every move, is the best safeguard for our words and actions. To receive into the heart the Body and Blood of our Saviour is the best means of sanctifying and purifying the heart, of making it the temple of the Holy Ghost, of creating in it a reverence so great that from its abundance will come forth prayers instead of curses.

That is the test. Victory is complete only when the curse becomes a prayer, when the blasphemy is suppressed and an aspiration arises from the heart, an ejaculation from the lips. It is not an easy transformation. There are many slips before that dangerous irreverance is broken down and true reverence of heart built up. But only then can the first rush of anger, the first stirrings of hate, be met with a spontaneous ejaculation, a short prayer, that will stifle the very beginnings of profanity.

I picked up my books and notes and stepped confidently into the classroom. I had the answer, and more than the answer, to the question. But it is fortunate, I murmured to myself, that all the thirty to forty questions were not as hard as that one. —"Columbia."

THE VOCATION OF PIA POT

By Michael J. Gigante, O.M.I.

He had to be content with a few straggling Indians who flocked around him more to stare at him than to listen to him. Gradually he was allowed to traverse more freely, but always he found a group of mockers at his heels. If he made a mistake in their difficult language, they laughed him to scorn. If he told Pia Pot about God and Christ and His Blessed Mother, the chief would call in his medicine men. It seemed that everything that Father Hugonard did was subject to ridicule.

These difficulties would have discouraged an ordinary missionary — but the Oblate Father was more than ordinary. He was convinced that grace would sooner or later pierce the souls of these Indians. So from morning till night he showered kindness throughout the tribe. Wherever some one was sick, there was Father Hugonard. With the cures for the bodies, he mingled the soothing words of Christ for the esoul. Still the resistance to his work persisted.

One day Pia Pot fell sick. Father Hugonard spent the long days and nights watching by the sick man's side. While the chief raged with fever, the priest patiently remained helpful and calm. Due to the good care of the Blackrobe, Pia Pot was finally restored to health. Overnight the priest became to Pia Pot "his dearest brother." All his children, and he had many, were entrusted to Father Hugonard for their education.

At last the chief was friendly, thank God! But he was also proud. "What would my people think of me," he said when asked to embrace the faith. "I am their leader and now, at the end of my career, I would have to tell them that I had erred." Yes, Pia Pot believed, but like Moab, "his pride was more than his strength."

Time after time the priest pleaded with the old chief, but always it seemed that tradition had doomed his work to failure. He found it harder to loosen the old Indian from his past life and the ways of his forefathers than it was to take a bone from a hungry dog. As the days blended into months it was evident that the chief had but a short while to live. So the priest worked doubly hard. He realized that if this one soul could be won to Christ, countless other souls would follow him. He must overcome that stubborn tradition. But how? While he was trying to solve the riddle, the chief fell deadly sick.

His final night had arrived. As was customary the Indians began to gather around the dying chief. Tensely they listened for the last words of Pia Pot. While they stood and watched, the parched lips parted and the chief spoke. "My people, I am going to die."

Then he seemed to surge with new strength as he continued: "There is only one true religion, the religion of the Blackrobe. Listen to him and get baptized and pray! I see already hell open before me. I cannot escape its flame. I have to die in the religion of our forefathers."

Suddenly he stopped. His whole body shook in its death throes. Then Pia Pot died.

Needless to say, the Indians were terrified. As soon as they were sure that their chief was dead, they hurriedly dispersed. Even Father Hugonard was forced to depart, for no outsider was safe in the midst of those irritable nervewracked Indians. One man alone remained to dig a shallow grave. In it the remains of the great chief were placed and a few inches of dirt were thrown over the body. Then this man also fled away under the dark shades of the night.

However, the body of the "Unconverted Apostle" was not to rest in peace. A few days later a prairie fire swept over that whole country and laid it waste. When it passed over the makeshift tomb, it left the dead frame of Pia Pot in ashes. Even after this cremation, the remains of the great chief were not to rest. The fire was followed by a tornado which scattered the ashes throughout the deep Qu'Appelle Valley.

Just as his ashes spread, so did his last words. On his death-bed, he gave the first and only sermon of an "Unconverted Apostle." Soon his short but eloquent talk penetrated the farthest nooks of that extensive country. "There is only one true religion, the religion of the Blackrobe. Get baptized and pray." These words echoed and re-echoed through the Valley. "True religion . . . get baptized . . . pray."

When the Indian tilled his soil, he heard from the earth the voice of his chief, "Get baptized." When he was on the trail, he was serenaded by the steady thumping of his own feet, "Pray—Pray—Pray—Pray." Hunting, fishing, resting, playing—everywhere Pia Pot's voice rang clear, "True religion, the religion of the Blackrobe."

Soon the Indians could stand it no longer. The tremendous import of the "Unconverted Apostle's" words seeped through their obstinate minds. First they came in one's and two's. Then whole families and even whole sections reushed to Father Hugonard for instructions. Other Oblate missionaries hurried to help their brother in Christ. All this was the result of that one sermon of Pia Pot, the "Unconverted Apostle."

During the last half century the Catholic religion has grown among the Indians of Saskatchewan like the mustard seed in the Gospel. Father Kalmes, O.M.I. tells of his visit there with Father de Bretagne, O.M.I. only a few years ago.

"I heard confessions before my Mass at six o'clock and afterwards till ten, when Father de Bretagne sang the High Mass. Thus, ample opportunity was given everyone to approach the Sacraments. The Church was crowded. Andrew Carrier, a pupil of the Indian school, played the organ while the whole congregation joined in singing the common of the Mass. Practically all the people present were former pupils of the Industrial School, and they sang in perfect unison.

"This was an event unique in the whole Northwest. Here were the descendants of Pia Pot and his followers, assisting at Mass on the very spot from which, fifty years before, the pagan chief wanted to chase Father Hugonard away. What a change!"

Yes, it is a phenomenal change. Of course it is a glowing tribute to the missionary activities of Father Hugonard and the other Oblate Fathers. But the greatest credit should go to Pia Pot, the "Unconverted Apostle," whose deathbed sermon helped to save countless souls. We do not know where Pia Pot is now but we can hope and pray that his soul rests in peace.

"The Oblate World."

Don't Forget Original Sin

ADAM

1. Adam was the first man and the first worker.

2. In Adam's day there was no bourgeoise, proletariat, or class war.

3. Adam lived in a place called Paradise which would make the Marxist Utopia look like a Liverpool slum.

4. Adam was never sick, knew all the answers, had complete self-control, as a special gift of God.

5. The only thing Adam couldn't do was tell a liar when he saw one.

6. Thats' why he believed the Devil who told him that if he would eat the Forbidden Apple he would be like God.

7. Adam ate the apple but didn't become like God; he ended up an ordinary man.

8. Adam's disobedience was a sin—Original Sin—and in punishment he was driven from Paradise.

Beyond the Stars

By Norah Berford Morgan

In The Christian Family and Our Missions

When Mary Tighe turned the corner of the corridor tonight she saw the light in Mr. Michael's office was burning again. Holding her mop and pail carefully to keep them from rattling, she tiptoed to his door and looked in.

Michael Carle had been writing a letter; he held the page in his hand, reading it over. Then, as Mary watched, he tore it across and tossed the two pieces into his wastebasket.

The picture of a girl lay on his desk; a picture torn from a newspaper. Michael picked it up and, for a moment, Mary thought it would follow the unfinished letter; but Michael put it under the blotter and sat back in his chair, staring into space.

Mary stood, silent, her heart doing strange things to her as it always did when she looked at Mr. Michael, who was the breathing image of her Terry who waited for her beyond the stars. The same black unruly hair above eyes of intensest blue. The same wide mouth with its upturning corners, made for laughing and kissing.

But there was no laughter on Mr. Michael's lips this night. Mary's tender, watching eyes saw that his face wore the grief like that on her Terry's face as he said goodbye to her these long years past.

She knew she must help him somehow — it fairly broke her heart to see the lad grieving so. "Mr. Michael, is it anything I can be doing for you?" she asked.

The gloom on Michael's face lifted a bit as he looked at her. "Caught me moping again, eh, Mary?" he said. "Serve me right if you would not clean my office tonight."

"Sure that part is all right, Mr. Michael. It's what you've got on your mind that needs a cleaning up, I'm thinking. I wish I could be doing that as easily for you."

Michael's glance rested affectionately on Mary's face; a beautiful face beneath its crown of milk-white hair, in spite of the lines the lonely years had etched on it. "You are right, Mary," he said. "I'm so low that I'm wearing my shoes for a hat." He stood up; patted her hand that held the mop-handle. "How do you keep those hands so white and soft?" he asked. Mary's answer was scarcely more than a whisper. "My Terry loved my hands. He begged, would I always be keeping them the hands of a fine lady?—"

"Keep them matching the whole of you, he meant, Mary Tighe," Michael interrupted; "and you are doing a good job I'd say. Now, I'll get out of your way. Goodnight, Mary."

"Goodnight, Mr. Michael," Mary answered.

As Michael went out of the office, Mary stole softly after him. Stood watching until the clanging elevator door took him from her sight. "Oh, Terry, it's the six feet of you, the tilt of your head, even the walk of you, Mr. Michael is after having," she whispered. "If only I could find out what ails his poor heart."

She turned back to the office and began her task of putting it in order. As always, she picked up the wastebasket first, forgetting what it held until the crumpled pieces of Michael's letter caught her eye.

Mary stood, looking down at them. She eased herself into Michael's chair — that knee of hers was very bad tonight — still holding the basket. If she were to read what was written on the half sheet of paper, maybe she could learn a way to help the lad. But, reading them would be to break the rule she had laid down for herself when she started emptying other folk's wastebaskets.

Well, what if she did break it? She took the letter from the basket, smoothed the two pieces and matched them, each to each other.

"Marie, my darling," the letter began. So Mr. Michael loved a Mary, too.

Mary Tighe closed her eyes; let her memory drift back to an hour in Ireland. She saw again the lush green valley of Glendalough, set with its glittering jewel of lake between the rugged Wicklow Hills. Against her body she felt the sun-warmed stones of the ruined monastery of Caomh-ghen. Felt against her breast, the love-flushed cheek of Terry O'Byrne. Heard him murmuring, "Oh, it's you I do be lovin', Mary, me darlin'."

Mary opened her eyes and blinked the tears from them. Ireland was across the water, and Terry had gone beyond the stars. But Mr. Michael was here with Terry's looks. With the years of him the same as Terry's on that Glenalough day. And with his heart entirely breaking.

Deliberately, Mary read on. "Each day grows worse. You can't go so far away without giving me one more chance to try to make you see this thing as I see it. Darling, I love you so—" Michael had stopped here."

Mary folded the pieces and put them in her pocket. Reached under the blotter for the picture she had seen Michael put there. "Lovely, the girleen is," she breathed as she looked at it. "It must be the quick Irish temper

of him that's made the grief — she is entirely too sweet a colleen to be fighting him."

Mary studied the picture a moment longer. "If you could be told how bad the poor lad feels," she said. Then "You're going to be told, and it's me, another Mary, who'll be after doing the telling," she declared.

Ignoring the agony of her knee, Mary hurriedly finished her work. Sat down and took the picture from the desk to glean what information it held for her.

The bottom, where the girl's name had been, was torn off. The top bore the date of the newspaper in which it had appeared, but not the paper's name. Mary compared the printing with that of a paper Mr. Michael had left on his desk. They were not the same, so putting away her cleaning things, Mary went down to the newsboy in the libby. Together they decided that the Post was the paper she needed.

Mary glanced at the clock on the lobby wall; saw the hour was too late to go to the Post building. She thought of the Public Library—but it was so far away, and her knee grew more painful every minute. Then Mr. Michael's face with sorrow in it, came to her. She said goodnight to the newsboy and went out the revolving door....

"Miss Marie Ross, daughter of Mr. and Mrs. James Jeffrey Ross, who is sailing for London, on May fifteenth—" Mary read, in the library files. Four days from now—it's some fast thinking, and faster doing for me, I'm telling myself, Mary muttered.

She carefully copied the name and address, and put it into her pocket with Marie's picture and Michael's letter, fierce stabs of pain making punctuation between each gesture. Then, she turned from the files and started slowly from the library door. The room was so hot—growing so strangely dark—hot, and dark—Mary slipped quietly to the library floor....

A blur of voices, a gong ringing—and pain. A cool, white bed, kind hands working over her, and more pain. And Mary came back to find herself in the city hospital.

Insisting, "But you can't keep me here—there's a job I've got to be doing," she struggled out of bed, to learn that her job would have to be done from that bed. She could not walk.

All through the night, Mary lay awake, scarcely conscious of

"What have they got that we haven't got"

In a certain town, the Jews had built a fine Synagogue right across the street from a little rundown Catholic Church. However, the crowds at the Synogogue were very small, in spite of the beautiful building, while every Sunday crowds filled the little church across the street, two or three times every Sunday. One day the Rabi and his assistant were discussing the situation as follows:

"They must have something over there we haven't got. Next Sunday you go over and find out what it is." So Sam went, and reported as follows:

"You sure were right. They got something we haven't got. They have gambling in that Church. First thing that happened after I got in the door, someone tried to snatch my hat, but I pulled it on tight and they quit when they saw that I meant business. Then the usher took me right down to a front seat where I could see good. Just as I sat down, a little butcher came out with a light on a stick and lit some candles. I guess they're too poor, they can't afford electricity. Pretty soon a big butcher and two little butchers came out. There must have been something in the middle of the floor, because every time they went past it they tripped. Then the big butcher came out and argued with the little butchers. I could not understand it, because they talked so fast; but the big guy couldn't get anything on the little fellows. No matter what he said, they came right back with a snappy answer. You could see that the crowd was for the little fellows, because they kept jumping up and down all the time.

After a while, the big guy is holding a book. He calls samething at the little fellows, and they get mad and run up and take the book away from him.

Just a few minutes after that is where I found out that the gambling was going on. The big fellow turns around and says: 'dominos two bits and up.' Then everybody sat down, and two men came down the aisle collecting the bets.

Now I don't ordinarily bet, but I put two bits into the basket, just to see if the thing was on the up and up.

The two little butchers kept running around tripping and ringing bells: I guess they were trying to get the big fellow's goat. The crowd rushed up to a sort of counter, but before I got a chance to get there they had eaten up all the free lunch.

Now things were sort of quiet for a while. All but the big guy who kept on puttering around and muttering a lot. Then the big guy turned around and said 'Benny's got all the dominos.' I got up and left then, because I knew that I had lost two bits."

the sounds of the dimlit ward, as she planned a way to bring laughter back to the eyes of Mr. Michael and kisses to the lips of him.

With the morning's coming, she asked a nurse to get the cuttings from her pocket, and to bring her paper and pencil.

Michael's name went on the first note. "Please come to see me tonight, if so be you can find the time," Mary wrote.

This was her second note: — "Dear Marie Ross: The pretty face of you in a newspaper has crept into the heart of me, a lonely old woman in the City Hospital. Could you be making time to come and see me? Tomorrow afternoon would be fine, as I am not so good at night. It's me will be very happy if you come. Mary Tighe."

Mary gave her notes to the little probationer on the ward, "Mail them, quick," she begged. "It's a lot they may do for a lass the likes of you and the lad who loves her—if it please the Holy God."

Over and over again, as the hours that followed added themselves together to make a day, Mary lifted her heart to that God in wordless prayer. And began to feel that He had heard her when, just as dusk threw her misty veil over the bare whiteness of the ward, Michael came.

"This is a fine thing of you, Mary Tighe!" he told her. "Who is going to chase me home now, when I mope around the office?"

"Sure, it's your own boot strap you will have to be pulling yourself up by until I'm getting back, Mr. Michael," Mary said; "or maybe if you could be telling me what's ailing the heart of you, that might help. I pieced up many a bad spot for your mother—bless her dear soul—when I was nurse to her."

"And she adored you. I wish she was here tonight."

"It's me wishes the same—but —is it a girl that is your trouble Mr. Michael?"



"What else would it be? She is wonderful, Mary."

Mary silently agreed — as to looks.

"Then what is wrong?" she asked.

"Everything. She says she loves me—and I believe her—but she wants me to walk out on my job."

"Your mother's 'Michael - lad' could never be doing that."

Michael hitched his chair up closer to Mary. Said, "It's true like this, Mary. She has an aunt over in London who is about ready to celebrate her eightieth birthday. She has sent the money to Marie to come over and help in the celebration."

"Well, can't you abide with the lass being gone a spell out of all the years you will be having together?" Mary interrupted.

"That is not the point. Marie wants us to be married before she goes, and make the trip our honeymoon."

"And what is it will be stopping you?"

"A poor devil I've promised to defend — he's accused of manslaughter. I went to school with him. He has no money to pay a lawyer, and I've taken his defense for old time's sake—I can't let him down."

"Why can't the colleen put off the trip a bit—forget the birthday?"

"And have the old lady leave her money to a home for friendless chimpanzees, or something? Anyway, the real point is that Marie says I'm putting my work before her, and she's afraid I always will. How can I make her see sense, Mary Tighe?"

"Maybe her eyes will be opened before her boat sails," Mary said, holding her fingers tightly locked beneath her blanket, to keep them fro mstraying. That black tousled head so near her shoulder was not Terry's.

"She will have to get them open darn quick; her boat sails in three days," Michael answered.

As if I did not know that, Mary thought. She said, "Well, I'll be praying, the dear God to touch His finger to them anyhow."

Michael stood up. "I seem to feel a heap better already, for getting it off my chest, to you, Mary." he told her. A kiss fell warmly on Mary's forehead and he was gone.

A little wisp of comfort curled round Mary's heart, "Please, dear Father, make her come," she rayed.

The night and morning held entirely too many hours for Mary Tighe, but finally it was two o'clock and the ward began to fill with visitors.

Mary tried to lie still; tried to keep her eyes from the ward door, from the clock on the corridor wall, just outside the door. Marie Ross might not have gotten her note—a thousand reasons for not coming might be hers. And yet, each time Mary smoothed out the crumpled picture to look at its wide-spaced frank eyes, its tender lips, Mary felt more sure that Marie Ross would come.

She was right. Far lovelier than her picture—the very colleen for Mr. Michael, Mary breathed—Marie came into the ward. Spoke to a nurse, and in a moment was by Mary's bed. "You are Miss Tighe?" she asked.

"Yes, and it's glad to see you, I am," Mary answered.

"Did you think I wouldn't come?"

"Each time I looked at your picture I was sure you would. There is kindness in the eyes and lips of you. A wistful look, too. What is it you are wanting, lass?"

Marie Ross sat down, her eyes on Mary's face. I still don't understand. Why did you send for me?" she said.

"I'm answering that this way, girleen. Why are you unhappy? You, with fine looks, and fine clothes, and the papers saying you are starting out to see the world. What else is it you are wanting? Tell me that."

Marie Ross sat, unanswering, Mary watched her. Noted the warm gold of her hair, her eyes of blue as the Wicklow skies, the white sking of her. Small wonder Mr. Michael loved her. "What is it you are after wanting, Marie Rose?" she asked again.

"To put some sense into a man's head, Miss Tighe."

"And is it sure you are, he hasn't got it there already?"

"If he had — but you didn't send for me to hear me talk about myself."

Says you I didn't, Mary thought. "Pull your chair up, closer to me—we can hear each other better," she said. "When I look at the lovely face of you, and the stylish clothes and all, sure I wonder at my nerve, asking you to come and see a plain old woman like me."

"Please don't feel that way—I' mglad to come. Now, won't you tell me about yourself?"

This was better than Mary had dared hoped for. Step by step, beginning with the story of her collapse in the library, "where I went to get something for the lad I work for," she led back through the years of those love-fielled days by the old monastery of Caomhghen.

"Oh, lass, if only you could have known my Terry. The blue eyes of him rubbed in with a dirty finger as the saying is. His hair, black as the night, and all the time, this way and that, on his head." Mary watched the face of the girl—she should be seeing Mr. Michael if she cared at all. And his voice—"Mary's own voice trembled; it was hard this remembering, but she must go on for Mr. Michael's sake. Oh, Marie Ross, when he would be talking of how he loved me, I could feel my body all-a-tremble at the thought of being wife to him, and bearing his little ones." Mary closed her eyes to hold the tears back that filled them.

"Why didn't you marry him, Miss Tighe?" Marie whispered.

"That is the awful pity of it, child," Mary told her. "My folks were moving to this country and my father offered to pay Terry's passage if he would come with us. He said no — that he had to stay with his parents to take care of them—and he begged me to stay too. "No," says I—"if you care more for them than for me, I'm looking for a lad that will put me first." But I never found the one I wanted. How could I? The dear God must have broken the mould after making my Terry — there was never another like him."

"What became of Terry?"

Mary was a long time answering. "He died—and it was of a broken heart — broken by me, was the word I got. But he sent me a letter saying that he never stopped loving me, and that he'd be after waiting for me beyond the stars."

Mary took the other Mary's hand in hers. "Girleen, be sure it is right you are. Beyond the stars is a far place; I'm travelling a long, lonesome road to get there. Don't you be setting a path like mine for the pretty feet of you. If so be you can help it."

For a space, the two Marys sat in silence, each thinking of the love that filled their hearts. The ward was emptying now. Soon it would hold only those who had come to it for the mending of their broken bodies—or, to leave those bodies there and go on to the greater freedom.

At last, Marie stood up. "May I come to see you again?" she asked, her eyes a blur of tears.

"Will you have time.—you, going away so soon?" Mary's eyes and voice were guileless.

"I'll make time. I want to hear more of Ireland and—and of Terry. May I come tomorrow evening?"

(And Michael had said in his note with the flowers today, "See you tomorrow evening.") "Sure you can, and it's me will be glad to have you," Mary told her.

Marie took Mary's hands in hers. "I bet your Terry loved your hands—they are so beautiful," she said; and, "Goodbye until tomorrow." Then, just as she turned away, she added "I may change my mind about London after all," and was gone.

"Dear Father, put the right words on Mr. Michael's lips. Let my story be a warning to the heart of her" — over and over again, this was Mary's prayer, through the hours until it was time to watch the ward entrance once more. Then her mind moved to wondering which would come first, Mr. Michael or Marie.

Michael was the one. "O Terry, it's sure you I'm seeing," Mary whispered as she looked at Michael coming down the ward to her. "Pull up the chair. It is meself that is glad to see you, Mr. Michael," she said aloud.

Michael obeyed her. "And it is meself that is glad to see you," he mocked her, laughing.

Mary looked into his face, loving the momentary happiness it held; longing to make that happiness stay.

And as she looked, she saw his eyes widen. Heard a word die on his lips as he slowly got to his feet. Mary turned to watch, with Michael, Marie Ross coming down the ward.

Marie's arms were filled with lilacs, white and purple; delicate, lovely, fragrant as Marie herself.

She was at Mary's bedside before she discovered Michael, and in that moment of discovery, Mary's one fear took wings.

It is her man the colleen sees, Mary told herself, and, "Get another chair, Mr. Michael, please," she told Michael.

But neither Michael nor Marie heard her. She put out her hands to them, but neither saw her. Their eyes were filled, each with the sight of the other's face; their ears heard only the melody of the love between them that had been stilled these many days.

Marie was the first to lift up the thread of the moment again. "Michael — and your Terry!" she breathed. "I believe this is all your doing, Mary Tighe!"

Marys' smile was radiant. "I'm after thinking that maybe it is," she answered....

Visiting hours were over. Mary lay watching the figures of Marie and Michael clinging closely together as they walked away from her, out of the ward and into the world of tenderness and understanding that she had been allowed to re-create for them.

As they disappeared in the dimness of the corridor, Mary's eyes turned to the lilacs, so near to her face; drew in a long breath of the warm, sweet wonder of springtime with their fragrance.

She lifted her hands and looked at them carefully. "The hands of a fine lady; be after always keepin' thim that way for me," Terry had begged.

And Mary's heart filled with thankfulness. What mattered the pain of her swollen, inflamed knee, when it had brought so much good? Love and laughter to the lips and eyes of Mr. Michael. Wisdom to the sweet slip of a girl that was Marie. Time off from mops, and grit, and dirty water, to restore her hands to the beauty Terry had loved.

Mary Tighe lay back on her pillow and closed her eyes. "Thank you, blessed Father," she whispered, and fell asleep.

PHILOSOPHY for FARMERS

1. The "flesh pots of Egypt" that must be given up are left not for the milk and honey of Palestine but that they may go and worship God."

2. To cease to live in the town while continuing to live ON the town may be serving Mammon rather than God; indeed, it may be serving Mammon under the guise of serving God.

3. The area of production should be as far as possible coterminous with the area of consumption. The utilitarians were wrong in saying "things should be produced where they can most economically be produced. The true principle is: —things should be produced where they can most economically be consumed.

4. Farmers should farm primarily for self - support. They should sell as little as possible.

5. "Big Farming" is mass production applied to the land. Agricultural mass production is based upon the Market. It depends upon Transport and together with these is controlled by Finance.

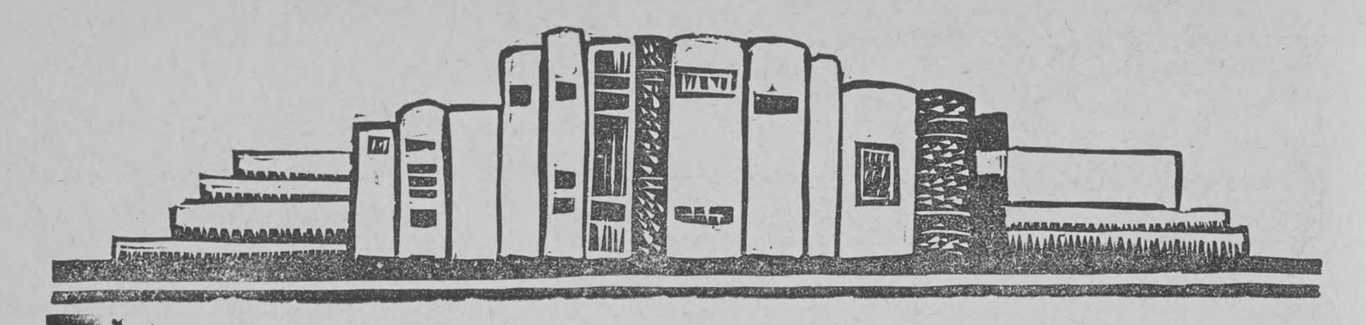
6. A man's estate is not measured by his wealth; but a man's wealth is measured by his state. Hence as state is position based upon social service, it follows that a man's wealth is measured by his social service.

7. The divine Right of Property means not that some men shall have all the property but that all men shall have some property.

8. The natural defense of Freedom is the Home; and the natural defense of Home is the Homestead.

9. As the Political Economy is the child of Domestic Economy all laws that weaken the Home weaken the Nation.

10. The Family, Not the Individual, is the unit of the Nation.



It May Interest You......

TEN MARKS OF AN EDUCATED MAN

He keeps his mind open on every question until the evidence is all in.

He always listens to the man who knows.

He never laughs at new ideas.

He cross-examines his daydreams.

He knows his strong point and plays it.

He knows the value of good habits, and how to form them.

He knows when to think and when to call in the expert to think for him.

You can't sell him magic.

He lives the forward-looking outward-looking life.

He cultivates a love for the beautiful.

AND WE REFUSE!

It is related that Mendelssohin once went to see the great Freiburg organ. The old custodian, not knowing who his visitor was refused him permission to play upon the instrument. At length, however, after much persuasion, he granted him leave for "just a few notes." Mendelssohn took his seat, and soon the most wonderful music was bursting forth from the organ. The old man was completely spellbound. At length he came up beside the great master and asked his name. Learning it, he exclaimed: "And I actually refused you permission to play upon my organ!"

The author of "The Every Day of Life" makes a striking reflection on this oft-told story: "There many times comes One to us and desires to take our life and play upon it. But we withhold ourselves from Him and refuse Him permission, when, if we would but yield ourselves to Him, He would bring from our souls heavenly music."—The Ave Maria.

RUSKIN'S DEFINITION OF LIBERTY

Ruskin was of the opinion that what is called liberty is often the worst sort of slavery, and that obedience is one of the most beautiful things in the world. To be obedient, he says, was one of the first lessons he ever learned; and he tells us about it in these characteristic words:

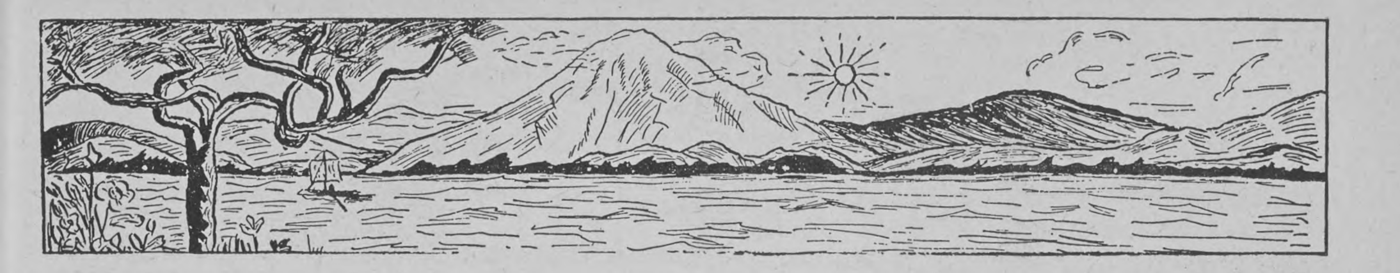
"One evening, when I was yet in my nurse's arms, I wanted to touch the tea urn, which was boiling merrily. It was an early taste for bronzes, I suppose; but I was resolute about it. My mother bade me keep my fingers back; I insisted on putting them forward. My nurse would have taken me away fro mthe urn, but my mother said: "Let him touch it, nurse." So I touched it, and that was my first lesson in the meaning of the word liberty. It was the first piece of liberty I got, and the last which for some time I asked."

POINTERS TO SUCCESS

1. A sure cure for small troubles—Get a Big One.
2. Success is not an accident. It comes to the man who does his work better than the other fellow.
3. If you have half an hour to spare, don't spend it with someone who hasn't.
4. Difficulties are things that show what men are.
5. Politeness puts a pneumatic tire on your business and makes it run smoothly over the rough places.
6. Living in the twentieth century does not make you scientific, nor does walking past a bank make you rich.
7. Don't neglect your health. The first duty is to live. Work cheerfully, and thank God that you have a large, hard job.
8. Some do not hear opportunity when it knocks — because they are not in at the time.
9. Success is a matter of doing the right thing at the right time.
10. I am an old duck, and I have seen many ponds, but I never yet got a worm without digging.
11. The ratio of Achievement to effort is the true measure of Efficiency. — Libraricus in Dunlop Gazette.

Romance—Past and Present

Grandpa wooed for years—then, maybe,
Took his sweeheart down the aisle;
Grandson merely says, "Say, baby,
Let's get married for a while!"



SINGING BOY

The Story So Far:

Michael Peters, his two baby sisters and his mother have come to California so that the latter may regain her health, lost through overwork and the shock of being deserted by her Communist husband. She is a well-known novelist and has secured a contract from a prominent motion picture studio to dramatize one of her stories for the films. One day, while she is at work and Michael has been left to his own devices, the boy meets Father Sylvester, a Franciscan priest from the near-by mission of San Jacinto. The latter tells him that the mission has a children's choir and that he is welcome to come and meet the director, Father John. Michael, although he is a Protestant, is much interested in the Catholic religion, and determines to visit Father John as soon as possible.

CHAPTER IX

Michael was happy. The meeting with Father Sylvester had cheered him up, although he could not tell just why. The small package in his hand, he ran down the dusty lane to his new home and presently was standing before Elizabeth in the kitchen, hot and panting.

"Here's the vanilla, Elizabeth. I came as fast as I could."

The gray-haired woman, busy at the table with the makings for a salad, turned around swiftly.

"Master Michael! You're not back already? Goodness, but you look warm. Here, I'll get you some lemonade. Lunch is almost ready, just a bit of snack, since we'll be having a real meal tonight."

"Who's coming, Elizabeth?"

"Four extra, your mother said. A Mr. and Mrs. Fitch and two others. Movie people, I suppose. Now don't drink that down too fast, Master Michael! When you're so hot, there's no telling what harm you might do yourself with an iced drink."

Michael put down his glass. "Elizabeth, I met a priest in the village today. He'd just baptized a little baby that was dying. Elizabeth, were you ever baptized?"

"Of course, Master Michael. By a good Methodist preacher in London."

"Were you a little baby when you had it done?"

"No, I was sixteen years old."

"Was it nice, being baptized?"

Why, I guess so. It's so long ago now though, that I've forgotten just what it did feel like."

Michael considered the backs of his hands, already sunburned from his frequent roamings about San Jacinto. "Elizabeth, do you suppose I could be baptized? Do you suppose mother would make a fuss if I asked her?"

Elizabeth turned on the electric mixer, and the kitchen was filled with a sudden vibration. "If you aren't the strange lad! What ever put such an idea in your head?"

Michael stirred a spoon in the depths of his glass. "I don't know, but I've thought about it a long time. Elizabeth, it's kind of funny that Mother never talks about things like religion, isn't it? Those Mexican ladies in the store, and the man, too, were so glad that Father Sylvester had baptized their little baby. Why didn't someone pour water on me when I was little, and on Rita and Ruth ,too?"

Elizabeth's kindly face grew grim. "It's none of my business, Master Michael. Your Mother has her own ideas about such things, I guess. Personally, I'd be careful about what you say to her. She's still not any too strong, and it's plumb foolish that she should be working in the city so soon after getting here."

Michael was silent a few minutes, and then suddenly he exclaimed:

"Elizabeth, can a person go to heaven if he is not baptized?"

"I guess so, Master Michael."

"Then why bother about having it done?"

"Well, I'm no authority about such things, but I guess . . . well, Christ Himself was baptized. He set the example and told His followers to do what

He did."

"Maybe it's **easier** to get to heaven if you're baptized, Elizabeth. Is that it?"

Elizabeth sighed. There were times when the lad was the quietest child imaginable. There were other times when his questions left her dismayed.

"Master Michael, I don't know. And I'd advise you not to ask your mother anything about being baptized. She's got a lot on her mind these days, and you shouldn't bother her with a lot of questions. All you've got to do is tell the truth, and be a good boy, and study your lessons. That's all God expects of you right now."

Michael sighed, and peered into the depths of his empty glass. How nice it would be if he could talk to Roger again, even for just a minute. Roger knew all there was to know about such things as Baptism. And he never grew tired of answering questions, even hard questions.

It was several hours later, when the sun was setting over the barren hills and a gray mist was curling up through the valley, that Michael started down the road to San Jacinto for the second time that day. His mother would be driving in from the city in an hour, and the dinner guests would be there soon after, and in the time that remained he wanted to take another look at the Franciscan mission near the village. Father Sylvester had told him to come the next day, but perhaps it would not do any harm to look about a little now.

He found the little path, which Father Sylvester had shown him that morning, and started up the hill. Bright red and yellow poppies bordered the walk, their petals folded now against the cool night mist. In the gathering dusk he could see the three bronze bells, suspended from a stout beam, in the tower of the largest adobe structure. That must be the church, Michael thought, and went toward the great nail-studded door. It swung easily open to his touch, and he went in. The fragrance of incense was suddenly upon him, strong and pugent, and a wave of longing for the great sweeping reaches of St. Stephen's filled his heart. This church was small, and strange to him, and yet it could produce the same wonderful feeling that the cathedral had always had. Here was that mysterious something which was never to be found elsewhere — a mixture of strength, and security and peace.

Cautiously he advanced a little further past the door, and when his eyes had become accustomed to the darkness, he could make out statues, altars and shrines. Yes, and there was the little golden door, far up on the main altar behind which Roger had told him God lived. Quietly, slowly, Michael moved up the aisle. He was alone in the church, and yet not alone. What was it that made it so? Was it God? Why couldn't someone explain about Him, how it was possible for God to stay forever behind a golden door, in the tiniest of houses?

At the altar rail he stopped. The air was heavy with the fragrance of roses, as well as of incense. In the darkness the strange and heavy perfumes almost made one dizzy. Quietly Michael stood looking at the tabernacle.

"I wish I knew," he said, almost to himself, and yet addressing the Mysterious Being hidden from his sight. "If I could only see you, if I could only know you were really there!"

Outside a half-opened window a nightingale poured out a few liquid notes. The branches of a palm tree rustled softly, and the motors of the seven o'clock transport from Salt Lake City, passing overhead to Burbank, were faintly audible. Michael sighed. Perhaps it was a little foolish to ask God questions. He had other things to do besides bother with a boy who hadn't even been baptized. Yet how wonderful if God really were behind the little door, if He really did care about the people He had made!

"Thanks anyway," Michael whispered. "I really do believe You are here, even if You didn't do anything to prove it."

And then suddenly there was a curious rumbling sound, that seemed to come from the depths of the earth. The sanctuary lamp, with its glimmer of ruby light, swayed in a wide arc on its silver chain. A vase of flowers tumbled from its pedestal and fell to the floor with a deafening crash. For a split second Michael thought that the whole church had rocked on its foundation. Then everything was quiet once more. For one brief instant, Michael gazed at the tabernacle door. Then he turned and ran from the silent church.

The twilight had deepened now, and the faint rose glow of sunset had disappeared over the brown hills. There were faint murmurings in the dried grass, as of countless small wild things stirring abroad, but Michael paid no heed. He did not even stop to think of snakes or lizards or tarantulas, hidden in the scrub desert growth. Headlong down the winding path he raced, and on up the road in the direction of home. So great was his preoccupation that he did not notice the glimmer of lights behind him until a slowly moving automobile drew up abreast and sounded its horn.

"Did you rob a bank, sonny?"

Michael turned, a little blinded by the headlights, and saw a long, low-slung convertible coupe, its sole occupant a middle aged man with horn rimmed glasses. The latter looked him up and down.

"I'll bet anything that you're Diana Peter's kid. You are, aren't you?"

Michael nodded. "Yes, sir. I'm Michael Peters."

"Hop in then. I'm just on my way to your house for dinner. John Silver is my name. I work out at Metro with your mother."

Michael got in the car. His heart was still pounding with excitement. Had it all been a dream, those few minutes back in the mission church when the silver lamp had been swaying in the darkness and the whole building had seemed ready to crumble about his ears? Had it really been that God had heard him, and had wanted to settle any doubt that He was really present behind the little gold door?

The car rolled on through the twilight, and presently the Mitchell's white house came into view. John Silvers grinned down at Michael.

"You're kind of quiet, Mike. What's the trouble?"

"Nothing."

"That bit of a quake a while back didn't scare you, did it?"

"Quake?"

"Sure. An earthquake. I felt it, even in the car. But it wasn't much. We get far worse than that out here. Why, I remember one afternoon, about eight years ago, when I was in Long Beach . . . ."

An earthquake! Then it hadn't been God giving him a sign after all! Or had it? He looked up to see his mother running towards them, young and slender in the pale green dinner dress that was his favorite. Two cars were already parked beside the white steps and through the open door he could see that Matthew had made a glowing fire in the great stone fireplace in the hall. It must be almost dinner time.

Michael ate in the kitchen, with Elizabeth and Matthew, but before he went to bed his mother called him in to meet the dinner guests. Alexander Fitch, a big and pompous man of fifty, was famed as a motion picture producer. He gave Michael his hand and patted him vigorously on the back.

"You look just like your mother, son. How old are you, anyway?"

"Eleven, sir. Next month."

"Like California, eh?"

"Not very much."

Marianne Fitch, a diminutive brunette some thirty years younger than her husband, set down a cocktail glass and surveyed Michael crtitically. She had bright dark eyes and a pleasant smile.

"He's a sweet lamb, Diana. Why don't you try him out in pictures? I bet he'd make a big hit."

Diana shook her head. "He doesn't know a thing about acting. All he's ever cared about is drawing pictures—ah, yes, and singing. He was a choir boy back home—in a Catholic church, believe it or not!"

John Silvers nodded. "I used to sing in a Catholic choir, too," he said. "Way back when I was a kid. Incidentally, Mike, how about giving us a song? Just to show everyone how good you are?"

Michael smiled. He liked this man who had picked him up in his car, who called him Mike.

"I only know hymns."

"What's the difference? It's been a long time since any of us heard any, I bet."

Michael looked at his mother, and she nodded.

"Run upstairs and get your music. Elizabeth unpacked it last week."

Michael shook his head. "I know everything by heart," he said.

The little company settled down. Michael's eyes were bright and his cheeks flushed with excitement. He had not sung for ages, ever since coming West, and he had a feeling that only John Silvers and Marrianne Fitch thought that he could do a good job. His mother was not really interested in him tonight. She was tired, and it was only because of the guests that she had been so willing for him to try. As for the other members of the party, Alexander Fitch had a slightly bored look on his face, as he fiddled with a large cigar, and Stephen Lessner, a costume designer, was spending all his time in consuming the salted crackers that Elizabeth had brought in with the drinks.

"Sing something everyone knows," a little voice told him. "Mr. Fitch doesn't care a fig about hymns, and your mother is anxious to please him. And remember, she doesn't like Roger any more. Make her see how he taught you to sing all kinds of songs."

But even as he went down the room to stand in front of the long casement window and face his audience, Michael knew he would not sing a popular song. Supposing they didn't like his voice? Supposing they didn't understand church music? It was the kind he liked best.

And so, with his eyes on the five adults before him, and sensing well that Elizabeth and Matthew were listening from the kitchen, he began to sing the first real hymn he had ever learned at St. Stephen's — the lamentation of Jeremias over the capture of his beloved Israel.

"Solitary lieth the city, she that was full of people!
How is she widowed, she that was great among nations!
Princess among the provinces, how is she put under tribute!
Sorely she weepeth in darkness . . .
"Jerusalem, Jerusalem, O turn thee to the Lord, thy God!"

His voice had never been better, and he knew that Roger would have been proud of him. Marianne Fitch and John Silvers were extravagant in their applause. Even Stephen Lessner was giving him a hand, while his mother had actual tears in her eyes. But it was Alexander Fitch who got up from his chair and came down to seize him by the hand. The big man was apparently thoroughly moved.

"Kid, I didn't think you had it in you! Why, you've got a swell voice for such a half-pint! Sweet and clear as a bird!"

Michael said nothing, but there was a strange tingling sense of excitement running all over his body.

"Thanks," he said briefly, and sat down on an ottoman by the door. Marianne took his hands in hers, but her eyes sought her husband.

"Alex, he's a find! If John could cook up a story, something young and simple and with plenty of chances for him to sing . . . you could write a story like that for him, couldn't you, John?"

John Silvers looked at Michael and there was a strange sense of absorption in the way he ground his cigarette to ashes.

"Sure," he said. "If Mike isn't eleven yet, well, his voice shouldn't change for a couple of years at least. I should think that he could give us a chance to do something rather new. Now, let me see . . ."

Alexander Fitch turned to Diana. "Bring the kid in tomorrow for some tests. The sooner we find out how he stands up before a camera, the better."

(To be Continued)

THE WORK OF HIS HANDS

Every star is a sun. Each of those tiny points of light in the sky shines with its own light, and each is a ball or fire, thousands and millions of times bigger and hotter than our own sun. Why, then, do not the stars burn and scorch us? Because they are so far from the earth. Our sun is over ninety million miles from this globe on which we live. How many miles distant are the stars?

And although thousands of these stars which are real suns have been discovered, and can be seen even with the naked eye, and, of course, much more plainly and a far greater number of them with the telescope, there are thousands more which cannot be seen at all.

And every star is a centrepiece of our own world. So there is no saying how many millions of suns there are in creation, and how many other huge bodies around those suns, and all of them millions and millions of miles apart.

Oh! the immensity of the Creator. Why, by one act of His will could bring all these worlds of millions of suns and earths into existence. Blessed be God and blessed be His Holy Name.

THE FOREIGN-LANGUAGE PRESS

In a leading editorial on foreign language papers the New York Times of April 14 takes a sharp exception to the reported proposal of certain U.S. military officials to ban all publications in the enemy languages and license all other foreign language papers. The argument of the military officials for such action is said to be based on the difficulty of translating and checking a very considerable mass a material.

"This difficulty does not justify the drastic solution which has been proposed," the Times editorial declares. "For one thing it ignores the fact that foreign language papers can perform a valuable service by maintaining contact between the Government and non-citizens in such matters as alien registration, enemy-alien identification and the surrender of contraband. It also ignores the fact that there are all kinds of foreign language papers and that some of them — including many published in the enemy languages themselves — are just as staunchly American and just as bitterly against the Axis and all its works as are any papers published in the English language. On the other hand, as we all know, there are dozens of papers published in this country in the English language that are now flirting openly with sedition.

"Not language, but the use to which language is put, is the proper test in matters of this kind. Translation is not an insuperable problem. Every publication is entitled to judgment on its record, in whatever tongue it speaks."

WORDS OF WISDOM

Popularity is like youth; once it is gone do not expect it to return.

Those who think wholly about themselves have small thoughts.

He is happiest, be he king or peasant, who finds peace in his home.

Things "turn up" chiefly for the one who digs. A good spade and an industrious arm are great aids to "luck."

It is impossible to live pleasurably without living prudently and honorably and justly.

Sincerity — a deep, great, genuine sincerity — is the first characteristic of all men in any way heroic.

What great precautions are taken against poisons which take away the life of the body! What a holy, happy world this would be if the same care was taken against that which can kill the life of the soul!

Let us lift ourselves above that which passes — let us keep ourselves at a distance from the earth, higher up the air is so pure! Jesus may hide Himself, but one senses His presence — The Little Flower.

Not All There:

The Wife—"Dou you like my new dress, dear?"

The Husband—"Well, I think it might have covered you a bit better if you'd left the price tag on it."

? THE QUESTION BOX ?

Is there really something true about ghosts? Is it really true that sometimes people are dead and come back as ghosts?

The soul, being spiritual, cannot be seen by bodily eyes and produce its effect upon the bodily senses. God could permit, however, that a material substance be used to produce such an effect. He can permit such happenings. However, this is very unusual, and most ghost stories are stories only and nothing more. You can safely say that there is nothing to the things you usually hear. The bed sheet has produced many spooks and ghosts and most of it is only trickery.

Please tell me what name Jay is derived from and give a biography.

The name Jay probably comes from James, Jayme in Portuguese. There were two Apostles by the name of James, one of them, called the Greater, was a brother of St. John the Evangelist and was one of the first three called by Jesus. He, together with Peter and John, witnessed the Transfiguration and the Agony in the Garden. He preached in Judea and Spain, and was martyred in Jerusalem. He is the Patron of Spain. The other Saint James, Apostle, was called the Less. He was a cousin of Our Lord, and was the first Bishop of Jerusalem. He was thrown from the top of the temple at Jerusalem by the Jews and stoned to death. The feast of James the Greater is July 25th; of James the Less, May 1.

What is pantheism?

Pantheism is a system of religion and philosophy which seeks to identify God and the world. It does away with the existence of a personal God and holds that all things, world and Supreme Being, are one. It is a form af atheism and has often been condemned by the Church. Even reason cannot defend this philosophy for it identifies God with, e.g., good and evil, living and lifeless things. It must admit change but God does not and cannot change.

What are stole fees?

In Canon Law they are called jura stolae, and are the offerings made to the priest on the occasion of certain services, as funerals, baptisms, marriages, etc. It must be remembered that they do not constitute the price, as it were. The Church has provided certain means by which she wishes her people to support priests, as approved by Christ Himself. No person pays a "price" for the Sacraments or other services rendered.

Is euthanasia permissible?

Euthanasia, in the sense of shortening life through the use of anaesthetics, is certainly morally wrong. The seventh commandment forbids not only the taking of life injustly but also the curtailing or impairing of that life without grave reasons. In the case of a person who is suffering and who, apparently, has no chance for recovery, it is still wrong to do anything that will hasten the end. Anaesthetics may be used lawfully to deaden pain, as that is their direct object, but it is not lawful to make use of any means whereby life itself will be brought to a close sooner than the law of nature imposes.

Why is it that the Redeemer is sometimes referred to as the Christ and at other times as the Messias? Is there any difference between the two words?

Messias and Christ are used synonymously. Both of them mean "the anointed". Messias is the Hebrew equivalent and Christ is the Greek term.

Will you please tell me whether several plenary indulgences, applicable to the holy souls, can be gained on the same day, if the necessary conditions are fulfilled?

Yes, this can be done.

I was once asked why we should pray. God does not need our prayers, and why should we tell Him our needs, since He knows them? I tried to answer, but may I have your explanation?

We admit that God does not need our prayers any more than He needed to create the world and man and everything in the universe to add to His happiness. He is perfectly happy and all-sufficient in Himself. Therefore our prayers and our homage cannot increase His eternal beatitude. However, as we have received everything from the divine Goodness, it is right and fitting that He should not only expect but exact this act of reverence, adoration and thanksgiving. Not only the Jews practiced this act of religion but even the pagan nations recognized at least the propriety of prayer, for, as history testifies, they worshiped their deities in word and sacrifice. The fact that prayer is necessary is seen very clearly from the New Law, where it forms, with the Sacraments, the chief means of salvation.

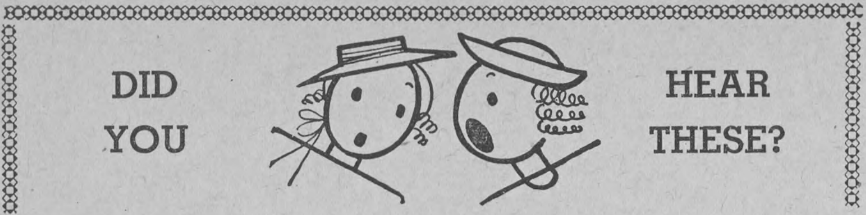
It is also true that God knows our wants and knows them from all eternity. We do not tell Him our needs to inform Him about them, but in order to acknowledge our absolute dependence and our utter helplessness. When God sees us so willing and ready to make these acts of faith, trust and confidence, He is more readily disposed to grant our lawful desires or requests. In the Gospel, Christ tells us, "Ask and it shall be given you," and again, "All things, whatsoever you shall ask in prayer, believing you shall receive" (Matt. 7:7; 21:22). Christ also has taught us how to pray.

Is it a doctrine of faith that the suffering in Purgatory is caused by fire?

The Church has given no decision on this point. However, it is the common teaching of Catholic theologians that those who are in Purgatory are punished by fire. The Church has defined only that there is a Purgatory and that those detained there are helped by the Holy Sacrifice and the prayers of the faithful. The most terrible torment that they endure is the pain of loss, that is to say, their separation from God.

Why does the Church oppose the marriage of a man with his deceased wife's sister, when they are not related by blood? This question has often occurred to my mind.

Though the couple in question are not related by blood yet they are related by affinity. The Church forbids these marriages because there is present a certain indecorum or impropriety in the marriage of those thus related. The Church will grant a dispensation from this invalidating impediment of affinity only when there are very serious reasons for doing so.



Prospective Employer — "Do you think you know enough to be useful to this office?"

Boy—" Know enough? Why, I left my last place because the boss said I knew too much."

* * *

One of the greatest sages of the ages left posterity the following observation: Marry by all means. If you get a good wife you will become very happy; if you get a bad one you will become a philosopher—and that is good for every man.

—Socrates.

* * *

Lady: Are you the plumber?

He: Yes ma'am. I'm the plumber all right.

Lady: Well, I just wanted to remind you that my floors are highly polished and in perfect condition, so be careful.

Plumber: Oh, don't worry, I've got nails in my shoes, so I won't slip.

* * *

Customer (visciously attacking a piece of chicken): This must be an incubator chicken.

Waiter: Why?

Customer: No chicken with a mother could be so tough.

* * *

Molly had just arrived back from a char-a-banc outing.

"How did you enjoy yourself, Molly?" asked her grandma.

"Oh, it was all very beautiful, but you should just see the 'Devil's gorge.'

"My dear," reproved the shocked old lady, "you shouldn't speak like that of your friends. I expect the ride and the fresh air gave them an appetite."

Young Bride: Henry, tell me that you think only of me.

Henry: It's this way — now and then I have to think of the furnace.

* * *

Little Mary had been taken to the zoo for the first time, and when she got to the storks she threw them bits of bun. One of them gobbled them down and then nodded his head for more. Turning to her mother, Mary asked:

"Mummy, what kind of a bird is that?"

"It's a stork darling," replied her mother.

"Oh," said Mary, after a moment's silence, "no wonder it recognized me."

* * *

A millionaire of the vulgar sort took his two young sons to a menagerie. After they had seen all the animals the millionaire called for the manager.

" 'Ow much d'yr want for the 'ole lot? My boys want 'em."

"Nothing doing—but I'll buy your boys."

*

"Yes," said the bumptious young man, "I'm a thought reader. I can tell exactly what a person is thinking."

"In that case," said the elderly man, "I beg your pardon."

*

First Young Hubby — Gosh, what a bump I've got on my head! My wife and I had our first argument and she socked me on the head with a pie pan.

Second — Say, how could she do that much damage with a pie pan?

First — It had one of her pies in it!

Johnnie was gazing at his one day old brother who lay squealing and yelling in his cot.

"Has he come from heaven?" inquired Johnnie.

"Yes, dear."

"No wonder they put him out."

Rastus: Dat am a great lawyer. Two whole days now he has been argufyin' afor' dat jury.

Sambo: Yah. What he been argufyin' about?

Rastus: He doan' say.

She: Was the sermon good?

He: Yes.

She: What was it about?

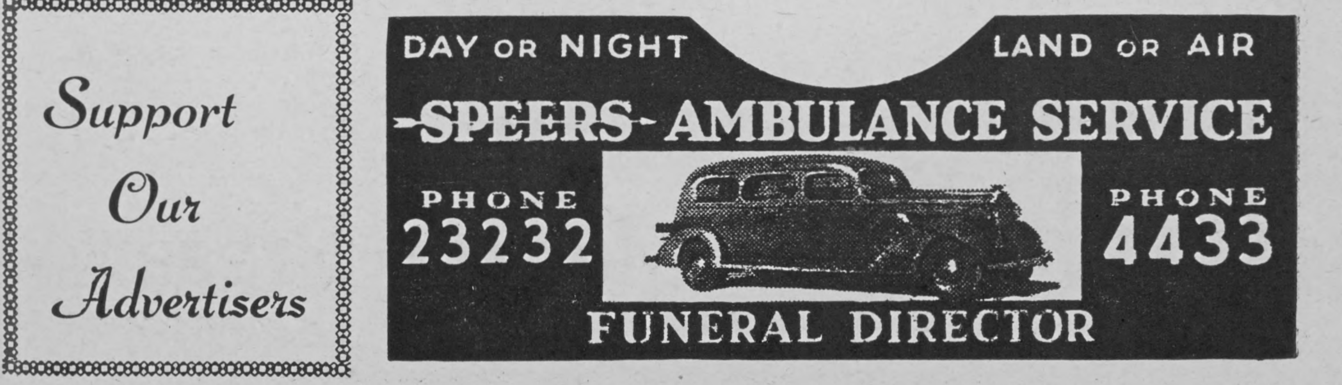
He: Sin.

She: And what did the minister say about it?

He: Oh, he was against it.

"John is an awful liar."

"Oh, I don't know. I think he's pretty good at it."



DAY OR NIGHT
LAND OR AIR
-SPEERS- AMBULANCE SERVICE
PHONE 23232
PHONE 4433
FUNERAL DIRECTOR